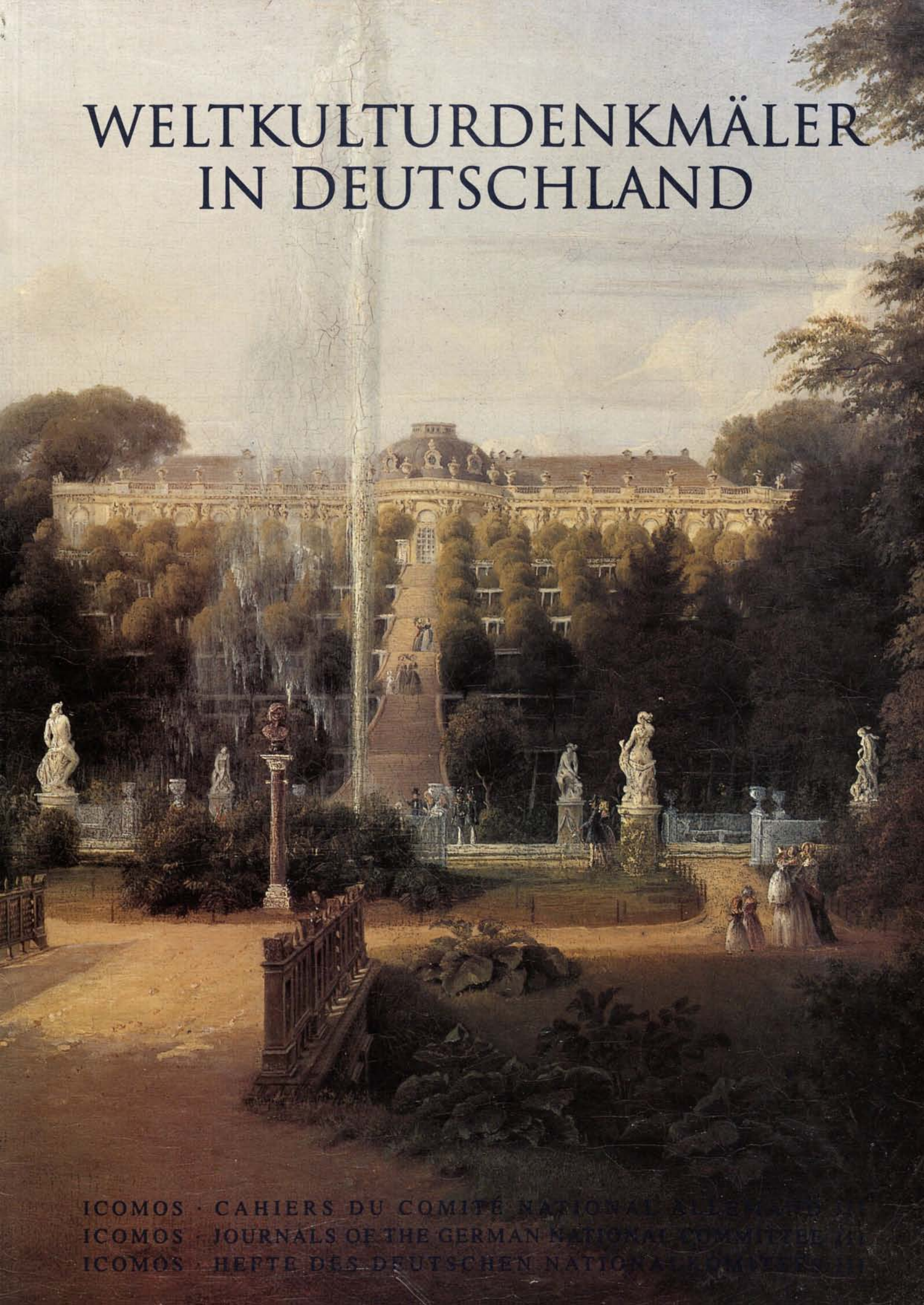


# WELTKULTURDENKMÄLER IN DEUTSCHLAND



ICOMOS · CAHIERS DU COMITÉ NATIONAL ALLEMAND  
ICOMOS · JOURNALS OF THE GERMAN NATIONAL COMMITTEE  
ICOMOS · HEFTE DES DEUTSCHEN NATIONAL-KOMITEES



INTERNATIONAL COUNCIL ON MONUMENTS AND SITES  
CONSEIL INTERNATIONAL DES MONUMENTS ET DES SITES  
CONSEJO INTERNACIONAL DE MONUMENTOS Y SITIOS  
МЕЖДУНАРОДНЫЙ СОВЕТ ПО ВОПРОСАМ ПАМЯТНИКОВ И ДОСТОПРИМЕЧАТЕЛЬНЫХ МЕСТ

# WELTKULTURDENKMÄLER IN DEUTSCHLAND

Deutsche Denkmäler in der Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt,  
eine Ausstellung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS in Zusammenarbeit  
mit der Dresdner Bank

**ICOMOS**  
**DEUTSCHES NATIONALKOMITEE**  
Geschäftsstelle  
Postfach 100 517 80079 München  
*Bibliothek*

ICOMOS · CAHIERS DU COMITÉ NATIONAL ALLEMAND III  
ICOMOS · JOURNALS OF THE GERMAN NATIONAL COMMITTEE III  
ICOMOS · HEFTE DES DEUTSCHEN NATIONALKOMITEES III

ICOMOS, Hefte des Deutschen Nationalkomitees  
Herausgegeben vom Nationalkomitee der Bundesrepublik Deutschland  
Präsident Prof. Dr. Michael Petzet  
Vizepräsident Dr. Kai R. Mathieu  
Generalsekretär Dr. Werner von Trützschler  
Geschäftsstelle: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Hofgraben 4, 80539 München

*Gedruckt mit freundlicher Unterstützung  
des Bundesministers des Innern, der Dresdner Bank  
und der Messerschmitt Stiftung.*

Titelseite: Carl Daniel Freydanck, Schloß Sanssouci mit dem Figurenrondell und der großen Fontaine, 1843, Öl auf Leinwand, KPM-Archiv, Schloß Charlottenburg, Ausschnitt.

Umschlagrückseite: Carl Graeb, Blick vom Belvedere auf dem Klausberg, um 1855, Aquarell, SSG-Potsdam, Aquarellsammlung.

Abbildung Seite IV: Dom zu Aachen, Blick in die Kuppel des oktogonalen Mittelraumes.

© ICOMOS, Nationalkomitee der Bundesrepublik Deutschland  
Redaktion: Hans Caspary, Christoph Machat, Michael Petzet; Redaktion der Neuauflage: Florian Fiedler  
Gesamtherstellung: Lipp GmbH, Graphische Betriebe, Meglingerstraße 60, 81477 München  
Vertrieb: Karl M. Lipp Verlag, Meglingerstraße 60, 81477 München  
ISBN 3-87490-311-7

# Inhalt

V	Vorwort / Foreword
6	Die UNESCO-Konvention zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt ( <i>Hans Caspary</i> )
	<b>Deutsche Denkmäler in der Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt</b>
10	<b>Dom zu Aachen</b>
15	Zur Restaurierungsgeschichte des Aachener Doms seit 1945 ( <i>Lutz-Henning Meyer</i> )
17	Die Konservierung des Karlsschreins ( <i>Herta Lepie</i> )
18	<b>Dom zu Speyer</b>
23	Zweieinhalb Jahrhunderte Denkmalpflege am Dom zu Speyer ( <i>Dethard von Winterfeld</i> )
25	Restaurierungsmaßnahmen am Dom zu Speyer 1982–1989 ( <i>Hans Caspary</i> )
26	<b>Residenz Würzburg</b>
26	Zur Geschichte der Würzburger Residenz ( <i>Florian Fiedler</i> )
32	<b>Wieskirche</b>
36	Die Restaurierung der Wieskirche ( <i>Michael Petzet</i> )
40	<b>Schlösser Augustusburg und Falkenlust in Brühl</b>
42	Zur Wiederherstellung des Gartenparterres von Schloß Augustusburg in Brühl ( <i>Wilfried Hausmann</i> )
46	<b>Dom und St. Michael in Hildesheim</b>
49	Zur Bedeutung von St. Michael in Hildesheim ( <i>Werner Bornheim gen. Schilling</i> )
50	Hildesheim, Zentrum ottonischer Kultur ( <i>Urs Boeck</i> )
51	150 Jahre Denkmalpflege am Dom und St. Michael in Hildesheim ( <i>Urs Boeck</i> )
52	<b>Römerbauten (mit Igeler Säule), Dom St. Peter und Liebfrauenkirche in Trier</b>
56	Die Restaurierung der Igeler Säule ( <i>Jan Meißner</i> )
62	Die Doppelkirchenanlage Dom St. Peter und Liebfrauenkirche in Trier ( <i>Franz Ronig</i> )
66	<b>Altstadt Lübeck</b>
71	Die Altstadt Lübeck als UNESCO-Weltkulturgut
78	<b>Schlösser und Gärten von Potsdam – Sanssouci</b>
88	Die Havelschlösser von Potsdam und Berlin ( <i>Michael Seiler / Klaus Dorst</i> )
92	Die Restaurierung des Belvedere auf dem Klausberg
94	<b>Kloster Lorsch</b>
96	Die Restaurierung der Torhalle und das neue Museumszentrum
98	<b>Kloster Maulbronn</b>
98	Gutachten zum Eintragungsvorschlag ( <i>Dethard von Winterfeld</i> )
104	<b>Altstadt Bamberg</b>
112	<b>Erzbergwerk Rammelsberg und Altstadt Goslar</b> ( <i>Reinhard Roseneck</i> )
116	<b>Altstadt Quedlinburg</b> ( <i>Helmut Stelzer</i> )
120	<b>Völklinger Hütte, Bereich Roheisenerzeugung</b> ( <i>Johann Peter Lüth / Georg Skalecki</i> )
	<b>Anhang</b>
125	Richtlinien für die Durchführung der Konvention des Kultur- und Naturerbes der Welt (Auszug)
126	Abbildungsnachweis



## Vorwort

Das Komitee der UNESCO für die Auswahl der auf der Liste des Welterbes verzeichneten Kultur- und Naturdenkmäler wird vom 4. bis 9. Dezember 1995 in Berlin und Potsdam tagen, – ein Anlaß, den 1991 erschienenen Band III der Hefte des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS in einer verbesserten und erweiterten Neuauflage herauszubringen und dabei auch die inzwischen in einer Verwaltung zusammengefaßten Schlösser und Gärten von Potsdam-Sanssouci samt Glienicke und der Pfaueninsel besonders herauszustellen, die 1991 noch aufgrund koordinierter Anträge der früheren DDR und der Bundesrepublik in die Liste aufgenommen worden sind.

Die Neuauflage wäre ohne die großzügige Unterstützung durch die im Park von Schloß Sanssouci mit der Restaurierung des Belvedere besonders engagierte Messerschmitt Stiftung nicht möglich gewesen. Einen Beitrag zur Finanzierung der Neuauflage hat auch die Dresdner Bank geleistet, nachdem das Heft ja weiterhin die anlässlich der Sitzung des Welterbekomitees auch für Berlin vorgesehene Ausstellung «Weltkulturdenkmäler in Deutschland» begleiten soll. Dank der Zusammenarbeit mit der Dresdner Bank hat sich diese vom Deutschen Nationalkomitee von ICOMOS ursprünglich als reine Photodokumentation geplante Darstellung der deutschen Denkmäler auf der Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt in eine große Wanderausstellung mit zahlreichen Exponaten verwandelt, die am 1. Februar 1991 in Schloß Wilhelmshöhe in Kassel eröffnet werden konnte und seitdem in zahlreichen Städten der Bundesrepublik, 1992 auch im Gebäude der UNESCO in Paris, zu sehen war. Für das Konzept der Ausstellung ist vor allem den Herren Dr. Hans Caspary, Delegierter der Bundesrepublik beim Welterbekomitee der UNESCO, und Dr. Christoph Machat, beide Mitglieder des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, zu danken. Zu danken ist auch allen Leihgebern und den für die deutschen Weltkulturdenkmäler zuständigen Stellen, die Bildmaterial und Exponate bereitgestellt haben, vor allem aber Herrn Direktor Walter Haag von der Dresdner Bank sowie Herrn Schneider von der Firma «Schauwerbung», die beide mit großem Engagement die Realisierung der Ausstellung übernommen haben, ebenso Herrn Jürgen Roth, der dafür gesorgt hat, daß die Ausstellung nach der Aufnahme neuer Denkmäler in die Welterbeliste entsprechend ergänzt wurde.

Inzwischen sind über die in der ersten Auflage vorgestellten neun deutschen Weltkulturdenkmäler hinaus bis Ende 1994 weitere sechs Denkmäler in die Liste des Welterbes aufgenommen worden, so daß in der Neuauflage samt den die Aufnahme begründenden Texten von ICOMOS und kurzen Beiträgen zu neueren Restaurierungsmaßnahmen fünfzehn Weltkulturdenkmäler vorgestellt werden können. Erstmals sind hier nun mit dem Rammelsberg und der Völklinger Hütte zwei hochbedeutende Zeugnisse der Industrie- und Technikgeschichte vertreten. Diese Geschichtszeugnisse aber fordern neue Erhaltungsstrategien und werfen Probleme auf, die sich auf Dauer nur in enger Zusammenarbeit aller Beteiligten lösen lassen, wobei u. a. die museale Nutzung eine wesentliche Rolle spielt.

Bei der Sitzung des Welterbekomitees in Berlin und Potsdam wird entsprechend der zuletzt 1992 revidierten Vorschlagsliste der Bundesrepublik Deutschland voraussichtlich über eine Aufnahme der gebauten Zeugnisse des Bauhauses in Dessau und Weimar sowie über die Grube Messel, als Fossilienlagerstätte ein einzigartiges Naturdenkmal, entschieden werden. Die Neuauflage des Bandes III der Hefte des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS hat jedoch auf die Vorstellung möglicher Kandidaten für die Welterbeliste mit guten Gründen verzichtet, nachdem die in der ersten Auflage vorgestellten Beispiele Lorsch und Maulbronn inzwischen tatsächlich aufgenommen wurden. Im übrigen bedarf auch eine sinnvolle Vorschlagsliste immer wieder neuer gründlicher Überlegungen, die allein am Rang der einzelnen Denkmäler entsprechend den Kriterien der Welterbekommission auszurichten wären. Dazu gehört als ein Paradebeispiel schon angesichts der weltweiten Folgen für die Architektur der Moderne natürlich das Bauhaus, aber andererseits vielleicht auch Neuschwanstein als ein weltweit bekannter Höhepunkt der Architektur des Historismus, unter den Stadtensembles von Weltrang vor allem Regensburg, das neben den bereits aufgenommenen Stadtensembles von Lübeck und Bamberg dank einer bis auf die römische Zeit und das frühe Mittelalter zurückgehenden Kontinuität der Besiedlung einen einzigartigen Bestand an Denkmälern aufzuweisen hat.

Das am Schluß des Bandes veröffentlichte Gesamtverzeichnis des bis 1994 in die Liste aufgenommenen Kultur- und Naturerbes der Welt kann darüber hinaus manche neue Perspektive eröffnen, vor allem angesichts der drängenden umweltpolitischen Fragen, denen sich eine verantwortungsbewußte Kulturpolitik heute nicht mehr entziehen kann. Ohne hier auf die vielfältigen Zusammenhänge von Denkmalschutz und Umweltschutz im einzelnen einzugehen, mag allein der Hinweis auf die allgemeine Luftverschmutzung und ihre in aller Welt sichtbaren, verheerenden Auswirkungen auf Denkmäler aus Stein, Glas oder Metall genügen. Denkmalschutz als Teilbereich eines allgemeinen Umweltschutzes, der nicht nur den natürlichen Lebensraum, sondern auch den vom Menschen im Lauf seiner Geschichte gestalteten Lebensraum – und damit insbesondere auch die Denkmäler als Zeugnisse menschlicher Geschichte – schützen will, verlangt heute mehr als die konsequente Anwendung denkmalpflegerischer Methoden und verbesserter Technologien. Gefordert sind hier ebenso die individuelle Verantwortung des einzelnen wie neue wissenschaftliche, technische, wirtschaftliche und politische Initiativen der Gesellschaft gegen eine weltweit fortschreitende Umweltzerstörung gigantischen Ausmaßes – ob wir an die Vernichtung ungeheurer Flächen des tropischen Regenwaldes denken oder an die Akropolis im Smog von Athen und viele der bedeutendsten Kulturdenkmäler der Menschheit, die zum Teil in wenigen Jahrzehnten vor unseren Augen schneller zugrundegehen als in Jahrhunderten und Jahrtausenden zuvor. In diesem Zusammenhang aber bietet vielleicht gerade die bereits von 129 Staaten unterzeichnete Konvention zum Schutz des Welterbes einen in der Öffentlichkeit bisher zu wenig beachteten Ansatz zu einem effektiveren Um-

weltschutz und Denkmalschutz: Die UNESCO-Liste bezieht sich ja nicht nur auf das Kulturerbe, sondern genauso auf das Naturerbe der Welt und soll deshalb nicht nur an die Rettung einzelner Denkmäler von Weltrang erinnern, sondern auch insgesamt an die verzweifelte Situation der natürlichen Umwelt: zum Beispiel die von der Vernichtung bedrohten brasilianischen Urwälder, die nicht in der UNESCO-Liste auftauchen, während sich das erst 1960 gegründete Brasilia den begehrten Titel «Kulturerbe der Menschheit» sichern konnte. Vor dem Hintergrund der Milliardenschulden vieler Länder der sogenannten Dritten Welt böten sich vielleicht sogar Chancen, statt ungewisser Rückzahlungen von Schuldnerländern gewisse «Opfer» zur Rettung des Kultur- und Naturerbes zu fordern.

In diesem Sinn kann vielleicht auch die Neuauflage des Bandes III unserer Hefte und die weiterhin gezeigte Ausstellung «Weltkulturdenkmäler in Deutschland» einen kleinen Beitrag dazu leisten, daß die Bundesrepublik Deutschland nicht nur ihre eigenen Weltkulturdenkmäler als eine Ehre und selbstverständliche Verpflichtung betrachtet, sondern darüber hinaus neue Initiativen zur Rettung des Kultur- und Naturerbes entwickelt. Das Deutsche Nationalkomitee von ICOMOS wird sich jedenfalls in Zukunft noch verstärkt Fragen und Problemen im Umgang mit dem «Welterbe» auf nationaler und internationaler Ebene widmen.

Michael Petzet

## Foreword

The UNESCO committee responsible for selecting cultural and natural monuments for the World Heritage List will be meeting in Berlin and Potsdam from December 4-9, 1995 – a cause for publishing a revised and expanded new edition of volume III, originally issued in 1991, of the papers of the German National Committee of ICOMOS, with special emphasis given to the palaces and gardens of Potsdam-Sanssouci including Glienicke and the Peacock Island. Now under one administration, these monuments were entered on the World Heritage List in 1991 on the basis of coordinated applications from the former German Democratic Republic and the Federal Republic of Germany.

The new edition would not have been possible without the generous support of the Messerschmitt Foundation, which is involved in particular with the restoration of the Belvedere in the park of Sanssouci Palace. A financial contribution for the new edition was also provided by the Dresdner Bank, since the volume will continue to accompany the exhibition “World Cultural Monuments in Germany”, also to be shown in Berlin when the World Heritage Committee meets. Thanks to the collaboration of the Dresdner Bank, this presentation of the German monuments on the world cultural and natural heritage list, originally planned by the German National Committee of ICOMOS as a purely photographic exhibition, has been transformed into a large traveling exhibition with numerous exhibits. Opening on February 1, 1991, in Wilhelmshöhe Palace in Kassel, it has since been seen in numerous cities in Germany, as well as in the UNESCO building in Paris in 1992. For the concept behind the exhibition thanks go above all to Dr. Hans Caspary, Germany’s delegate to the World Heritage Committee of UNESCO, and to Dr. Christoph Machat, both members of the German National Committee of ICOMOS. Thanks are also extended to all those who loaned exhibits and to the offices responsible for the German world heritage monuments that prepared photographic materials and exhibits, in particular Director Walter Haag of the Dresdner Bank and Mr. Schneider from the firm of “Schauwerbung”, both of whom took up realization of the exhibition with great commitment; also Jürgen Roth, who made sure that the exhibition was extended to include the monuments newly added to the World Heritage List.

The nine world cultural monuments in Germany that were presented in the first edition have meanwhile been joined by six additional monuments, added to the World Heritage List by the end of 1994, so that in this new edition fifteen world cultural monuments can be presented with the texts from ICOMOS that justify their listing and with short contributions concerning restoration measures. With Rammelsberg and the Völklinger Hütte two very significant examples of industrial and technological history are represented for the first time. However these monuments demand new strategies for preservation and pose problems that can only be solved in the long run by the close cooperation of all the concerned parties; among other things, museum uses play an essential role here.

At the meeting of the World Heritage Committee in Berlin and Potsdam presumably a decision will be made concerning the Federal Republic of Germany’s proposed list of additions to the World Heritage List, last revised in 1992, which includes the built evidence of the Bauhaus in Weimar and Dessau, and the Messel Pit, a very important natural monument of fossil deposits. With good reason the new edition of volume III of the papers of the German National Committee of ICOMOS refrains from presentation of potential candidates for the World Heritage List; the two examples presented in the first edition, Lorsch and Maulbronn, meanwhile have in fact been entered on the list. A useful list of proposed candidates requires repeated thorough reconsiderations, to be oriented only on the quality of the individual monuments according to the criteria of the World Heritage Commission. A perfect example is naturally the Bauhaus, in view of its worldwide consequences for modern architecture; on the other hand however perhaps also Neuschwanstein as a zenith of historicism, known worldwide; or among the urban ensembles of world rank (in addition to Bamberg and Lübeck, already entered on the list some time ago) in particular Regensburg with its unique stock of monuments resulting from a continuity of settlement going back to Roman times and the early Middle Ages.

The complete list of the cultural and natural world heritage monuments as of 1994, published at the end of the volume, can moreover open up some new perspectives, above all given the



urgent environmental political issues that a responsible cultural policy can no longer ignore. Without going into detail here concerning the manifold connections between monument protection and environmental protection, it suffices to make reference to the general air pollution and its disastrous effect on monuments of stone, glass or metal. Monument protection as a part of a general environmental protection that strives to protect not only natural habitats but also those living spaces shaped by man in the course of his history – and thus in particular also monuments as evidence of mankind's history – demands more today than the consistent application of preservation methods and improved technologies. There is a need for individual responsibility as initiatives by society against a universal advancing ecocide of gigantic proportions – whether we think of the destruction of immense expanses of tropical rain forest or of the Acropolis in the smog of Athens and many of the most important cultural monuments of mankind that are going to ruin faster within a few decades before our very eyes than they have in the centuries and millenia before. In this context the Convention for the Protection of the World Heritage, already signed by 129 countries, perhaps offers a more effective approach to environmental and monument protection that has up till now been too little heeded by the public: the UNESCO list refers not only to the cultural

heritage but also equally to the world's natural heritage. It thus should be a reminder not only of the rescue of individual monuments of world significance but also of the natural environment's desperate situation: for example of the threatened virgin forests of Brazil that do not appear on the World Heritage List, whereas Brasilia, founded in 1960, could capture the sought-after title "cultural heritage of mankind." Considering the debts in the billions of many countries of the so-called Third World, perhaps there could be an opportunity to require, in place of uncertain repayments by debtor nations, certain "sacrifices" for the saving of the cultural and natural heritage.

Perhaps in this sense the new edition of volume III of our papers and the continued exhibition of "World Cultural Monuments in Germany" can also offer a small contribution to show that the Federal Republic of Germany not only considers its own world cultural monuments an honor and a self-evident responsibility but also is developing new initiatives for the saving of the cultural and natural heritage. In the future the German National Committee of ICOMOS will be dedicating itself increasingly to issues and problems in the treatment of the "world heritage" on a national and international level.

Michael Petzet

# Die UNESCO-Konvention zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt

## Ziele der Konvention und Arbeitsweise des Welterbekomitees

Die Konvention zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt, 1972 von der UNESCO aus der Taufe gehoben, 1976 in Kraft getreten und heute (1995) von 139 Staaten mitgetragen, verfolgt vor allem drei Ziele: erstens die Aufstellung der «Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt», zweitens das Sammeln von Informationen über den Zustand der Denkmäler des Welterbes mit dem Ziel, drohende Gefahren von ihnen abzuwenden, und drittens die Einwerbung und Verteilung von Geldern für Maßnahmen zu Erhaltung und Pflege dieser Denkmäler. In die Liste des Welterbes aufgenommen werden sollen alle jene Kultur- und Naturgüter, die nach übereinstimmender Auffassung der Experten eine so außergewöhnliche und weltweite Bedeutung besitzen, daß es gerechtfertigt erscheint, der UNESCO und den Staaten, die Mitglied der Konvention sind, eine Mitverantwortung für ihren Schutz und ihre Erhaltung zu übertragen.

Um dieser Verantwortung zu genügen, treffen sich einmal jährlich Vertreter aller Mitgliedsländer der Konvention – 21 als Mitglieder, die anderen als Beobachter – im Komitee für das Welterbe zu einer vom Generalsekretariat der UNESCO organisierten und vorbereiteten Sitzung. Sie lassen sich von den Mitgliedern der UNESCO und von den Experten der diese beratenden internationalen Fachorganisationen – unter ihnen ICOMOS und IUCN (die Internationale Union für die Erhaltung der Natur und der natürlichen Ressourcen) – über die diesen vorliegenden Berichte über den Erhaltungszustand der Denkmäler informieren. Geht aus den Berichten hervor, daß Gefahr für ein Denkmal besteht, so wird beraten, welche Maßnahmen zu treffen sind, um dieser Gefahr zu begegnen. Besteht sie darin, daß der Bestand eines Denkmals infolge einer Naturkatastrophe oder durch natürlichen Verfall bedroht ist, so kann die Entsendung eines Experten oder, wenn ein Restaurierungskonzept schon vorliegt, ein Zuschuß aus dem von den jährlichen Mitgliedsbeiträgen der Länder gespeisten Fonds angeboten werden. Geht die Gefahr aber von Planungen oder von einer Entwicklung aus, die zum Konflikt mit der denkmalpflegerischen Zielsetzung führen und das Denkmal in seiner Integrität beeinträchtigen würde, so bittet das Komitee die UNESCO oder ICOMOS, mit der verantwortlichen Regierung darüber zu verhandeln, wie durch Umplanung oder geeignete Gegenmaßnahmen diese Beeinträchtigung verhindert werden kann.

Die Gefahren, denen Denkmäler des Welterbes ausgesetzt sind, können sehr verschiedener Art sein. In Städten und Dörfern der Dritten Welt, die durch traditionelle Bauweise geprägt sind, bestehen sie häufig darin, daß infolge einer sich ändernden Lebensweise die alten Gebäude aufgegeben und die neuen nach westlichen Vorbildern errichtet werden. Die Architektur der Kolonialzeit in Lateinamerika ist bedroht durch das tropische Klima, durch Erdbeben und vor allem durch den Wandel der Sozialstruktur, der die historischen Zentren der Städte zu Elendsquartieren hat absinken lassen. Städte in Afrika, die früher blühende Handelszentren waren, fallen der sich ausbreiten-

den Wüste zum Opfer und werden buchstäblich vom Sand zugeschüttet. Noch vielfältiger sind die Gefahren, die dem Naturerbe drohen: Zerstörung der Wälder, Austrocknung von Feuchtgebieten, Ausrottung der Wildbestände sind nur einige Stichworte dafür.

## Die Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt

Soll ein Kultur- oder Naturdenkmal in die Liste des Erbes der Welt aufgenommen werden, so muß die Initiative dazu von dem Staat, in dessen Hoheitsgebiet es liegt, ausgehen. Damit soll sichergestellt werden, daß die Staaten zu ihrer, mit dem Beitritt zur Konvention eingegangenen Verpflichtung stehen, alles in ihren Kräften Stehende zu tun, um die Denkmäler des Welterbes zu schützen, zu erhalten und zu pflegen. Ginge die Initiative zur Eintragung in die Liste von der UNESCO oder einer der sie beratenden Organisationen (etwa ICOMOS) aus, so hätte dies zweifellos den Vorteil, daß chancenlose Anträge vermieden und in kurzer Zeit eine fachlich überzeugende Liste des Welterbes aufgestellt werden könnte. Das Ziel, die Staaten zur freiwilligen Anerkennung ihrer Verantwortung für die Denkmäler zu bewegen und zu entsprechenden Leistungen anzusporren, bevor sie die Hilfe der UNESCO und der Partnerstaaten der Konvention in Anspruch nehmen, wäre damit aber nicht erreicht; die Liste des Welterbes bliebe eine unverbindliche «Hitliste» ohne Konsequenzen für die in sie aufgenommenen Denkmäler.

Für die Aufnahme eines Denkmals in die Liste sind zwei Prüfungsverfahren vorgesehen, eines auf nationaler und eines auf internationaler Ebene. Das Verfahren auf nationaler Ebene wird von Land zu Land unterschiedlich gehandhabt; in der Bundesrepublik sind die Ausschüsse der Kultusministerkonferenz dafür verantwortlich, die sich dabei des Fachverständs der Denkmalämter bedienen. Sein Ergebnis ist die Vorschlagsliste (auf Englisch besser "tentative list" genannt). In ihr sollen alle Denkmäler enthalten sein, von denen die Verantwortlichen meinen, daß sie den Kriterien der Konvention genügen und die daher der UNESCO gegenüber zur Aufnahme in die Liste des Welterbes vorgeschlagen werden können. Ein Denkmal, das nicht in dieser Liste steht, kann auch nicht vorgeschlagen werden. Umgekehrt kann sehr wohl darauf verzichtet werden, ein Denkmal vorzuschlagen, wenn nachträglich Zweifel daran auftauchen, daß es die geforderte «außergewöhnliche weltweite kulturelle Bedeutung» besitzt. Dies wird vor allem dann der Fall sein, wenn das in Frage stehende Denkmal mit einem höherrangigen auf der Liste eines benachbarten Landes konkurriert. Die zur Durchführung der Konvention erlassenen Richtlinien schreiben nämlich vor, daß von Denkmälern, die demselben Typ (etwa «Gotische Kathedralen») angehören, nach Möglichkeit nur die repräsentativsten Beispiele in die Liste des Welterbes aufgenommen werden sollen, und zwar unabhängig davon, in welchem Land sie sich befinden. Ländern, die demselben Kulturkreis angehören, wird daher geraten, ihre Listen miteinander zu vergleichen, bevor sie eine Nominierung abgeben.

## Wächst die Liste des Welterbes zu schnell?

In den ersten Jahren, in denen die Konvention in Kraft war, mag es einfacher gewesen sein, mit einer Nominierung Erfolg zu haben. Inzwischen ist aber die Liste des Welterbes auf 440 Positionen angewachsen. Sowohl für die UNESCO wie auch vor allem für ICOMOS und für IUCN (die internationale Fachorganisation für das Naturerbe) wird es immer schwieriger, den Überblick nicht zu verlieren, zuverlässige Informationen über den manchmal, zumal beim Naturerbe, sich sehr rasch ändernden Erhaltungszustand der Denkmäler zu gewinnen und bei Gefahr im Verzug rechtzeitig zur Stelle zu sein. Auch das Volumen der für Erhaltungsmaßnahmen zur Verfügung stehenden Mittel wächst mit dem Beitritt neuer Länder nur geringfügig, mit dem jährlichen Anwachsen der Liste des Welterbes gar nicht.

Es kann daher weder im Interesse der UNESCO noch in dem der Mitgliedsländer der Konvention liegen, die Liste ins Grenzenlose anwachsen zu lassen. Man würde sonst einen Zustand heraufbeschwören, in dem das Mißverhältnis zwischen den an die UNESCO gestellten Erwartungen und ihren Möglichkeiten zu helfen so groß würde, daß Länder, die auf diese Hilfe angewiesen sind, sich enttäuscht abwenden und auch ihre eigenen Initiativen, die sie in der Hoffnung auf Beistand unternommen haben, einstellen.

Eine andere Überlegung mehr grundsätzlicher Art führt zum selben Ergebnis: Würden die Gutachter einen weniger strengen Maßstab anlegen und Pressionen nachgeben, denen sie bisweilen ebenso wie die Mitglieder des Komitees ausgesetzt sind, würde also die Liste unkontrolliert weiterwachsen, so müßte dies zu einer Inflation an «Denkmälern des Welterbes» und zu einer Entwertung dieses Begriffs führen. Das Etikett «Welterbe» wäre nichts mehr wert, und man könnte auch keine besonderen Anstrengungen mehr für die Denkmäler, die es tragen, verlangen.

## Die Vorschlagsliste der Bundesrepublik

Die Vorschlagsliste der Bundesrepublik geht auf eine Entscheidung zurück, die die Kultusministerkonferenz Ende 1992 gefaßt hat. Sie umfaßt zehn Kulturdenkmäler, von denen inzwischen zwei (Quedlinburg und Völklingen) schon in die Welterbeliste aufgenommen worden sind; die übrigen sind im Verfahren oder sollen in den kommenden drei Jahren vorgebracht werden. Sieben Denkmäler liegen in den neuen Bundesländern; das Auswärtige Amt hatte darum gebeten, ihnen Priorität zu geben, damit das Defizit abgebaut werden kann, das durch den späten Beitritt der ehemaligen DDR zur Konvention (1988) eingetreten ist und das zu einem starken Ungleichgewicht zwischen alten und neuen Bundesländern geführt hatte. Jedes Jahr sollen zwei Anträge eingereicht werden, bis das Ziel erreicht ist: Voraussichtlich noch in diesem Jahr (1995) wird das Komitee über die Aufnahme des Bauhauses (in Weimar und Dessau) sowie über die der Grube Messel (bei Darmstadt) entscheiden. Mit der Fossilienlagerstätte Grube Messel ist zum ersten Mal in Deutschland ein Denkmal, das nach den Kriterien der UNESCO zum Naturerbe zählt, nominiert worden.

## Die deutschen Denkmäler in der Welterbeliste

In den vier Jahren seit Erscheinen der ersten Auflage dieses Hefts ist die Zahl der deutschen, in die Welterbeliste eingetragenen

Kulturdenkmäler von neun auf fünfzehn angestiegen. Drei Anmeldungen waren noch aufgrund der alten Vorschlagsliste, die der jetzt gültigen, gesamtdeutschen vorausging, erfolgt: Lorsch, Maulbronn und Bamberg. Man kann sie als klassische Denkmäler der Kunstgeschichte und des Städtebaus bezeichnen, ebenso wie Quedlinburg, die erste Nominierung, die aus einem der neuen Bundesländer kam (für Potsdam war noch das zentrale Institut für Denkmalpflege der DDR zuständig gewesen). Der Rammelsberg dagegen und die Völklinger Hütte sprengen den traditionellen Begriff des Kunstdenkmals, als Zeugen von Industriegeschichte sind sie nur mit dem allgemeineren Begriff des Kulturdenkmals zu fassen, der jenen inzwischen ersetzt hat. Es ist bemerkenswert, daß gerade diese beiden Nominierungen bei den Gutachtern und beim Welterbekomitee auf besonderes Interesse und nicht etwa auf den von einigen befürchteten Widerspruch gestoßen sind. Beide Anträge haben die Hürden des Aufnahmeverfahrens glatt und in der kürzest möglichen Zeit genommen.

Mit 15 Welterbedenkmalen hat Deutschland den Abstand zu Indien, Spanien und Frankreich, die mit 21 bzw. 20 Positionen an der Spitze der Liste stehen, deutlich verringert. In zwei bis drei Jahren könnte es sie einholen. Zwar bleibt abzuwarten, wie das Komitee auf die neuen Vorschläge reagieren wird. Doch es scheint, daß sie im Trend liegen. Die Nominierung des Bauhauses kommt dem Wunsch entgegen, repräsentative Beispiele der Architektur des 20. Jahrhunderts in die Liste aufzunehmen. Mit den «Lutherstätten» in Eisleben und Wittenberg und dem «klassischen Weimar» kämen Gedenkstätten zum Welterbe, deren Bedeutung vor allem in den immateriellen Werten liegt, die mit ihnen historisch verbunden werden und die zu den Grundlagen unseres Geisteslebens wie unserer Kultur ebenso gehören wie etwa für Ostasien die Werte, die sich mit dem in diesem Jahr aufgenommenen Tempel des Konfuzius in China verbinden.

Keine Lösung ist in Sicht für das Problem des fehlenden Gleichgewichts zwischen Kultur- und Naturerbe bei den deutschen Beiträgen zur Welterbeliste. Die großen Länder Westeuropas – England, Frankreich, Spanien – haben, obwohl bei ihnen wie bei uns die Kulturdenkmäler dominieren, auch Naturdenkmäler in die Liste eingebracht. Bei uns ist noch nicht einmal eine Vorschlagsliste für Naturdenkmäler zustande gekommen. Das Wattenmeer hätte als weltweit einzigartige Landschaft und Lebensraum bedrohter Tiere gute Chancen, aufgenommen zu werden, wenn sich die verantwortlichen Bundesländer auf eine gemeinsame Naturschutzpolitik und einen gemeinsamen Antrag an die UNESCO entschließen könnten. Die formalen Voraussetzungen von Seiten der UNESCO sind gegeben, seitdem vor zwei Jahren der Begriff der Kulturlandschaft, also der von Natur und Menschenhand gleichermaßen geformten Landschaft, Eingang in die Richtlinien der Konvention gefunden hat.

Das erste deutsche Denkmal auf der Liste des Welterbes war der *Aachener Dom*. Als besterhaltenes Baudenkmal der Karolingerzeit, als Begräbnisstätte und als Krönungsort der deutschen Kaiser, als Zeugnis und Sinnbild der politischen und kulturellen Einheit Europas veranschaulicht er in besonderer Weise das, was die Konvention meint, wenn sie von einem Denkmal «außergewöhnliche weltweite Bedeutung» verlangt. Über den Aachener Dom gab es keine Diskussion.

Diese begannen, als mit dem *Speyerer Dom* ein Denkmal vorgeschlagen wurde, das in seinem Baubestand nicht nur Höhepunkte, sondern auch Katastrophen deutscher und euro-

päischer Geschichte und die mit deren Überwindung verbundenen denkmalpflegerischen Leistungen widerspiegelt. Dem Einwand, daß nur etwa die Hälfte der Architektur noch mittelalterlich sei, konnte mit dem Hinweis begegnet werden, daß es in diesem Fall weniger auf das Maß an historischer Substanz als vielmehr darauf ankomme, wie sich hier im Festhalten des 18. Jahrhunderts an der überlieferten Idee und Größe des Bauwerkes ein exemplarisches Bekenntnis zu historischer Kontinuität dokumentiere. Die dem Einwand zugrundeliegende Tatsache von Zerstörung und formgleichem Wiederaufbau konnte so zum Argument für die Anerkennung werden. Die Diskussion über die Frage, ob die weitgehende Entfernung insbesondere der Ausmalung des 19. Jahrhunderts nicht ein zerstörender Eingriff gewesen sei, hatte 1981, als der Antrag gestellt wurde, in der Bundesrepublik noch nicht begonnen.

Keinen Einwand gab es gegen die Nominierung der *Würzburger Residenz*, obwohl auch sie Zeugnis ebenso vom Glanz wie vom Elend unserer Geschichte ist. Als bedeutendstes Werk der Schloßbaukunst geistlicher Fürsten der Barockzeit und als exemplarisches Beispiel für das Zusammenwirken von Künstlern aus allen tonangebenden Ländern Europas fand sie die ungeteilte Zustimmung der Gutachter und des Komitees. Die mit dem Wiederaufbau nach 1945 vollbrachte Leistung, die vor 1988 mit der Rekonstruktion des Spiegelkabinetts ihren Gipfel und Abschluß fand, wurde mit besonderer Anerkennung hervorgehoben.

Umso umstrittener war dafür *St. Michael in Hildesheim*. Der Grund liegt darin, daß hier beim Wiederaufbau nach 1945 nicht einfach, wie in Würzburg, der Vorkriegszustand wiederhergestellt, sondern der Bau durch die Rekonstruktion teilweise schon im 17. Jahrhundert verlorener Teile vervollständigt und purifizierend seinem frühmittelalterlichen Urzustand wieder angenähert worden war. Dies schien mit der Charta von Venedig, aus der die Forderung nach unbedingter Authentizität in die Konvention übernommen worden war, nicht mehr vereinbar zu sein. Als der Antrag zwei Jahre nach dem negativen ersten Gutachten von ICOMOS in veränderter Form neu vorgelegt wurde, nahm das Komitee ihn an. St. Michael war nunmehr durch den Dom ergänzt worden, und obwohl dessen Wiederaufbau unter dem Gesichtspunkt der Authentizität noch fragwürdiger erscheinen mag, verhalfen nunmehr die berühmten, einzigartigen Bronzetüren und der Osterleuchter Bischof Bernwards in Verbindung mit dem Domschatz und der bemalten romanischen Holzdecke von St. Michael beiden Kirchen zusammen zu einem Platz unter den Denkmälern des Welterbes.

Auch die Altstadt von *Lübeck* wurde erst im zweiten Anlauf anerkannt. Die Einwände richteten sich hier wiederum nicht gegen die historische Bedeutung des Denkmals und auch nicht gegen die Kriegszerstörung des Gründerviertels, sondern gegen dessen willkürliche Veränderung durch Ausweitung der Straßenräume, Zusammenlegung von Parzellen und maßstablose Neubauten beim Wiederaufbau der fünfziger und sechziger Jahre. In die Liste aufgenommen wurde schließlich nicht die ganze Altstadt, sondern nur drei Teilbereiche, die der Zerstörung entgangen waren und nun, pars pro toto, für das Ganze stehen müssen. Sehr geholfen haben bei der Nominierung Lübecks die Ergebnisse der Altstadtgrabungen der letzten Jahre, die ein völlig neues Bild insbesondere der slawischen Vorgeschichte und der Bauweise im ersten Jahrhundert nach der Stadtgründung ergaben und in der internationalen Fachwelt entsprechendes Aufsehen erregten. Paradoxerweise wurden die wichtigsten dieser Funde gerade in den kriegszerstörten (und daher für Flächengrabungen geeigneten) Bereichen gemacht,

die bei der Neufassung der Nominierung auf Anraten der Gutachter ausgeklammert worden waren.

Daß die *Wieskirche*, ein Paradebeispiel eines Gesamtkunstwerks des Rokoko, mit Begeisterung und ohne jeden Einwand aufgenommen wurde, konnte nicht verwundern. Ebenso vorprogrammiert war der Erfolg des Antrags, sieben der *Trierer Römerbauten* (einschließlich der Igeler Säule), den Trierer Dom und die benachbarte Liebfrauenkirche als Gruppe zusammengehörender Bauten in die Liste aufzunehmen: Die Anregung hierzu war nämlich vom damaligen Generalsekretär der UNESCO persönlich bei dessen Besuch anlässlich der Zweitausendjahrfeier der Stadt 1986 ausgesprochen worden.

Einer eher beckmesserischen Kritik begegneten schließlich die 1984 in die Liste aufgenommenen *Brühler Schlösser*. Hier wurde dem Schloßpark angekreidet, daß ihn die Bundesbahn in einem bestimmten Abschnitt durchfährt und angefragt, ob es nicht möglich sei, die Trasse zu verlegen. Mit dem Hinweis, daß diese Trasse zum Konzept Peter Joseph Lennés bei dessen Neugestaltung des Schloßparks um 1840 gehörte und zumindest damals nicht als Störung, sondern als Attraktion empfunden wurde, konnte dieser Einwand rasch ausgeräumt werden.

Kein Glück hatte die Bundesrepublik mit den von ihr der UNESCO präsentierten gotischen Kirchen. Sowohl die Elisabethkirche in Marburg wie das Freiburger Münster wurden abgelehnt, wobei die Entscheidung über das letztere allerdings noch nicht endgültig ist. Beide haben das Pech, zu einer länderübergreifenden Kategorie von Gebäuden zu gehören, von der es so viele hochrangige Vertreter gibt, daß ICOMOS hier einen besonders strengen Maßstab glaubt, anlegen zu müssen. Die Folge ist, daß Denkmäler, die auf nationaler Ebene unbestritten zur Spitzengruppe zählen, beim internationalen Vergleich durchfallen, einfach deswegen, weil hier die Konkurrenz zu groß ist.

Keine Einwände wurden erhoben, als die ehemalige DDR 1989 – etwa ein halbes Jahr vor der Wende – die Schlösser und Parks von *Potsdam-Sanssouci* zur Aufnahme in die Welterbeliste vorschlug. Die Eintragung erfolgte wenige Wochen nach der Wiedervereinigung, zusammen mit derjenigen von Schloß Glienicke und der Pfaueninsel, also dem auf Berliner Gebiet gelegenen Bereichen der Potsdamer Schloßlandschaft, für die ein Zusatzantrag vom Berliner Senat eingereicht worden war. Zwei zum Zeitpunkt der Antragstellung noch durch eine fast unüberwindbare Grenze getrennte Kulturdenkmäler hatten ihre historische Einheit wiedergewonnen und konnten als ein Denkmal eingetragen werden – deutlicher hätte nicht dokumentiert werden können, was die Wiedervereinigung bedeutet.

Irrationen gab es wieder, als Kloster *Lorsch* zur Entscheidung anstand. Man fürchtete, das geplante Museum könne zu groß geraten und die historischen Gebäude, insbesondere die karolingische Torhalle, beeinträchtigen. Dieser Einwand entfiel, als klargestellt wurde, daß die Sammlungen in einer bestehenden ehemaligen Tabakfabrik untergebracht werden sollten. Ausgeklammert wurde der ursprünglich zum Kloster gehörende, im 19. Jahrhundert aber überbaute und damit entwertete Bereich nördlich der Nibelungenstraße, mit aufgenommen das sog. Altenmünster, die Stelle im Rheintal, an der vor zwanzig Jahren die Fundamentreste der ersten Klosteranlage (vor 764) ausgegraben und konserviert werden konnten.

Daß *Maulbronn* vor allem wegen der einzigartigen Vollständigkeit, in der sich die Gesamtanlage des Klosters erhalten hat, in die Welterbeliste aufgenommen würde, zeichnete sich schon nach den ersten Stellungnahmen der Gutachter ab. Verzögerungen gab es, weil die Bundesrepublik aufgefordert wurde, auch

die im Gelände außerhalb der Ringmauer gelegenen Reste des Wasserversorgungssystems (Bäche, Kanäle, Stauseen) bei ihrem Antrag zu berücksichtigen. So dokumentiert jetzt Maulbronn, zusammen mit je einem Kloster in Frankreich, Spanien, Portugal und England, nicht nur die künstlerische, sondern auch die wasserbautechnischen Leistungen der Zisterziensermonche in Europa.

Vom *Rammelsberg* und von der *Völklinger Hütte* war schon die Rede. Mit ihnen ist dem technischen Bereich, der in Maulbronn sozusagen die Zugabe zum Baudenkmal war, nun selbst Denkmalqualität zugewachsen. Zusammen mit dem Rammelsberg wurde Goslar aufgenommen, als Teil einer wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Einheit, in deren Mittelpunkt nicht die Stadt, sondern das Bergwerk steht.

Bamberg und Quedlinburg haben die Zahl deutscher Welterbestädte auf vier ansteigen lassen (die beiden anderen sind Lübeck und Goslar). Für *Bamberg* sprach, außer der Tatsache, daß es vom Krieg verschont geblieben ist, das Konzept einer partnerschaftlichen Denkmalpflege, das im Rahmen der Stadt-sanierung seit nunmehr über dreißig Jahren mit hohem Einsatz erfolgreich umgesetzt wird. *Quedlinburg* kam erst im zweiten Anlauf in die Liste. Ein erster, noch von der damaligen DDR eingereichter Antrag war auf Widerstand gestoßen, weil man die damals verfolgte Politik der selektiven Denkmalpflege nicht gutheißen konnte. Die jetzt erfolgte Aufnahme verband das Komitee mit der an die Bundesrepublik gerichteten Aufforderung, mit ihren Bemühungen zur Rettung vor allem der vielen gefährdeten Fachwerkhäuser nicht nachzulassen.

#### Was bringt die Aufnahme in die Liste des Welterbes?

Welchen Sinn hat es für uns, im Welterbekomitee der UNESCO mitzuarbeiten, Nominierungen durchzufechten, die Denkmäler des Welterbes durch Tafeln mit dem Hinweis auf die Konvention zu kennzeichnen und alle paar Jahre einen Bericht über die durchgeführten und die noch geplanten denkmalpflegerischen Maßnahmen nach Paris zu schicken? Lohnt sich dieser Aufwand? Oder werden etwa unsere Dome und Schlösser mißbraucht, um unbekannte Kulturdenkmäler in fernen Kontinenten, die mit ihnen zusammen in einer Liste stehen, aufzuwerten und ihnen für die Restaurierung Mittel zukommen zu lassen, die aufzubringen eher Sache der Regierung des jeweiligen Landes wäre?

Die Antwort auf diese gern gestellten Fragen ist eine doppelte. Zum einen: unseren Kulturdenkmälern geht durch die Gelder, welche die Bundesregierung in den Welterbefonds der UNESCO zahlt, kein Pfennig verloren. Sie kommen aus dem Etat des Auswärtigen Amtes und dienen ausschließlich dazu, Projekte zu fördern, die von der UNESCO angeregt oder für förderungswürdig gehalten werden. Und wer wollte es der

UNESCO verargen, wenn dies vor allem Projekte in Ländern sind, deren wirtschaftliche Kraft in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Reichtum an Kultur- und Naturdenkmälern steht?

Über bilaterale Zusammenarbeit – also über die direkte Förderung eines Restaurierungsprojekts in einem anderen Land – entscheidet sowieso die Bundesregierung allein. Auch hier aber sind UNESCO und ICOMOS unentbehrlich. Steht nämlich ein Denkmal, für das Hilfe beantragt wird, nicht auf der Liste des Welterbes, so sind die Chancen, daß es zur Zusammenarbeit kommt, gering, und umgekehrt. Daß sich die Bundesregierung mit Zuschüssen für ein Restaurierungsvorhaben an der Sanierung der Altstadt von Sana'a, der Hauptstadt des Jemen, beteiligt, ist sicher letztlich eine politisch motivierte Entscheidung gewesen, die aber doch erst getroffen wurde, nachdem Sana'a in die Welterbeliste aufgenommen worden war. Die Zusammenarbeit mit der Regierung des Jemen hat auch dazu geführt, daß die Bundesrepublik zum ersten Mal vom UNESCO-Fond für das Welterbe profitierte; sie konnte das Komitee davon überzeugen, daß ein von deutscher Seite in Angriff genommener Filmbericht über die Sanierung Sana'as einen Zuschuß verdient, weil er dokumentiert, wie die Bemühungen eines der ärmsten Länder der Welt um die Rettung seines architektonischen Erbes durch die von der UNESCO gelenkte Unterstützung anderer Länder schrittweise zum gewünschten Erfolg führen.

Doch auch unseren eigenen Denkmälern bringt die Konvention einen Nutzen, einen sehr greifbaren sogar. Das Etikett «Denkmal des Weltkulturerbes», das eine Kirche oder ein Schloß bekommen hat, gibt den Stellen, die für sie verantwortlich sind, eine Trumpfkarte in die Hand, die, richtig ausgespielt, beim Pokerspiel um die Zuschüsse für Untersuchungen, Planungen und Erhaltungsmaßnahmen mit Sicherheit sticht. Gleiches gilt, wenn Gefahren und Beeinträchtigungen abgewendet werden sollen, die einem Denkmal des Welterbes durch bauliche Veränderungen an ihm selbst oder in seiner Umgebung drohen. Und auch die Archäologen können sich auf die UNESCO berufen, wenn sie in einem Bereich graben, der zu einem Welterbedenkmal gehört, und dabei Konflikte mit Stadtplanern oder Investoren entstehen. Zwei Beispiele mögen genügen: In Lübeck hätte die große, zwölf Grundstücke übergreifende und ungewöhnlich erfolgreiche Grabung im Kaufleuterviertel zwischen St. Marien und der Trave möglicherweise ein vorzeitiges Ende gefunden, wenn nicht das Welterbekomitee seine Zustimmung zum Eintragungsvorschlag mit der Empfehlung verbunden hätte, die Arbeiten fortzusetzen und der UNESCO darüber zu berichten. Und in Speyer hätte ein Architekt, dem Stadt und Kirche ausgerechnet den Dombereich zur Verwirklichung seiner umstrittenen städtebaulichen Ideen zur Verfügung gestellt hatten, sich kaum zu einem Kompromiß bereit gefunden, wenn nicht der damalige Präsident von ICOMOS, von der UNESCO darum gebeten, seine Autorität und sein diplomatisches Geschick als Gewicht in die Waagschale gelegt hätte.

Hans Caspary

# Deutsche Denkmäler in der Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt

## Dom zu Aachen

Karls des Großen eigene, um 790–800 erbaute Pfalzkapelle ist es, die den Kern des Doms zu Aachen bildet und ihm ein besonderes Interesse verleiht. Über achteckigem Grundriß errichtet, von einem Seitenschiff mit Emporen umgeben und mit einer Kuppel abschließend, läßt sie sich ohne Schwierigkeiten durch die besonderen Merkmale ihres Aufbaus von den später hinzu-

gefügt Bauteilen unterscheiden, unter denen der schöne gotische Chor hervorzuheben ist.

ICOMOS empfiehlt die Aufnahme in die Liste des Welterbes unter Anwendung der Kriterien I, II, IV, und VI.

I. Mit seinen Säulen aus griechischem und italienischem Marmor, seinen Bronzetüren und dem großen, heute leider zerstörten Kuppelmosaik wurde die Pfalzkapelle schon zur Zeit ihrer Errichtung als ein außergewöhnliches Kunstwerk angesehen. Seit der Antike war sie das erste gewölbte Gebäude nördlich der Alpen.

II. Durch Bautraditionen der klassischen Antike ebenso wie durch solche aus Byzanz stark geprägt, blieb die Pfalzkapelle in der Zeit der «Karolingischen Renaissance», aber auch noch im frühen Mittelalter, eines der großen Vorbilder religiöser Baukunst; sie regte Kopien und Nachahmungen an (Mettlach, Nimwegen, Essen, Ottmarsheim).

IV. Die Pfalzkapelle Karls des Großen ist ein hervorragender und unverwechselbarer Vertreter der Familie der Pfalzkapellen mit zentralem Grundriß und Emporen.

VI. Die Errichtung der kaiserlichen Kapelle in Aachen war ein Zeichen für die neu gewonnene Einheit des Abendlandes und für seine geistige und politische Erneuerung unter der Herrschaft Karls des Großen. Dieser ließ sich 814 in ihr bestatten; im ganzen Mittelalter, bis zum Jahr 1531, war Aachen der Ort, an dem die römischen Kaiser deutscher Nation gekrönt wurden. Die Sammlungen des Aachener Domschatzes sind als Kunstwerke wie als archäologische und geschichtliche Dokumente von unschätzbarem Wert.

(Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag, Dezember 1980)

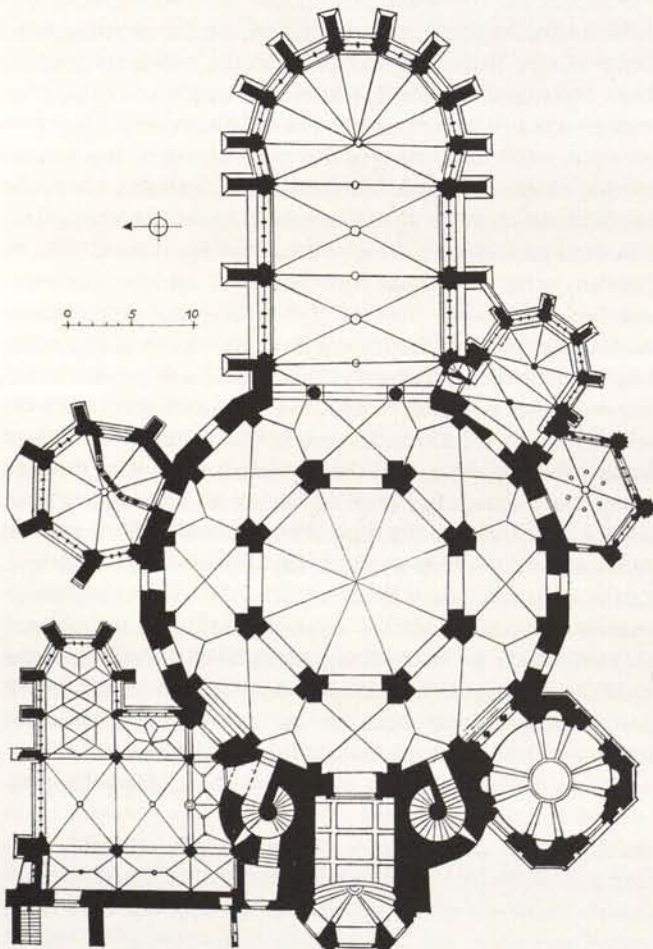


Abb. 1. Dom zu Aachen, Grundriß (nach Dehio). Zentralbau mit oktagonalem Mittelraum, erbaut um 790–800 als Pfalzkapelle Karls des Großen, gotischer Chor von 1355–1414 (Grundriß nach Dehio).

Abb. 2. Dom zu Aachen, Innenansicht der Pfalzkapelle, Südseite des Oktogons.



PERFECTA AUCTORIS PROLEGATAQUE REGAT SIC



Abb. 3. Dom zu Aachen, Westbau.

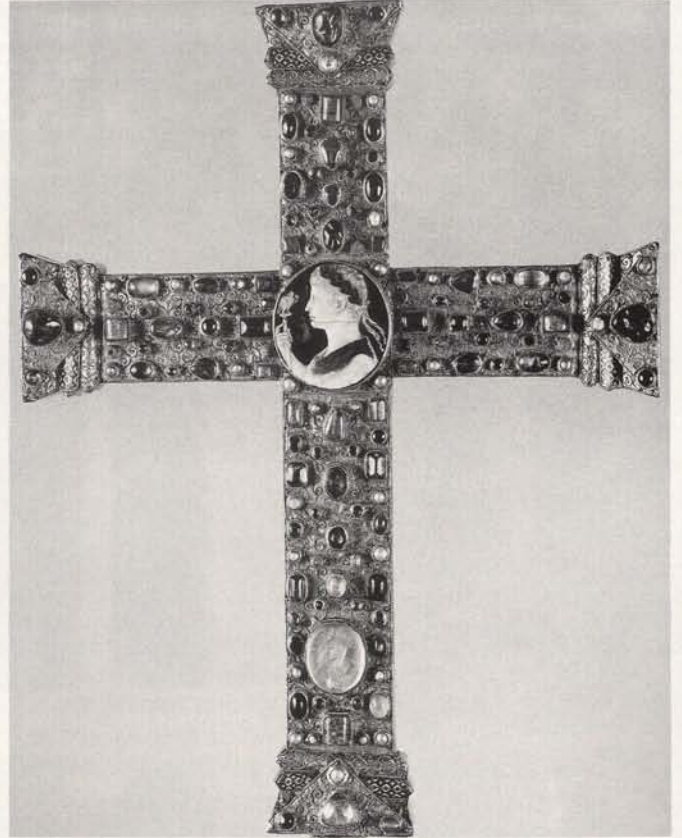


Abb. 4. Dom zu Aachen, Lotharkreuz in der Domschatzkammer.

Abb. 5. Dom zu Aachen, karolingische Bronzetür, Detail mit Löwenkopf.



Abb. 6. Dom zu Aachen, Detail der karolingischen Bronzegitter im Emporengeschoß.







Abb. 7. Dom zu Aachen, Thron Karls des Großen im Westjoch des Emporengeschosses.



Abb. 8. Dom zu Aachen, Gesamtansicht von Norden.

## Zur Restaurierungsgeschichte des Aachener Doms seit 1945

Die Beseitigung der akuten Kriegsschäden war die Aufgabensstellung der frühen Nachkriegszeit. So begannen 1949 die Instandsetzungsarbeiten mit der provisorischen Überholung der Dächer, der Neuverglasung des Chores und der Neugestaltung der Chorhalleneinrichtung. Bis Mitte der sechziger Jahre war auch die gänzlich zerstörte südliche Turmkapelle wieder hergestellt.

Dann stellte sich das Problem der 1783 durch das Heraus-trennen der eisernen Ringanker geschwächten Chorhalle. Immer wieder traten Risse auf. Diese hatten bereits unter dem Statiker Professor Pirllet zu einer Verbindung der Chorhalle mit dem Oktogon geführt. Pirllet hatte eine Ankerkonstruktion entwickelt, die auf die Mauerkronen beider Bauteile griff. Diese Konstruktion ging von der Idee aus, daß sich die gotischen Pfeiler monolithisch verhielten. Da das Mauerwerk jedoch aus einzelnen Bausteinen gemauert war, traten auch weiterhin die bereits vorher beobachteten Schäden auf. Dies führte 1977 zu einer weiteren Untersuchung der Chorhalle, ihrer Statik und ihrer Anker. Danach sollten die vier gotischen eisernen Ankerrin-

ge wieder geschlossen und das Blindfenster zum Oktogon geöffnet werden. Das Schweißtechnische Institut der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule untersuchte die Schweißbarkeit mittelalterlichen Eisens. Nach den neuen Erkenntnissen konnten an die im Mauerwerk befindlichen Ankerstücke Haken angeschweißt werden, an denen dann die neuen Eisen in der Fensterflucht befestigt wurden. 1978 begann auf der Katschhofseite die Wiederherstellung der Anker.

1982 löste der Zustand des neugotischen Zierrats eine neue Periode intensiverer Instandsetzung der Außenhaut aus. An der Chorhalle waren weitere Schäden durch Salzabsprengungen und Errosion zu erkennen. Der Treppenturm, drei Baldachine, drei Kreuzblumen und drei fehlende Fialen der Chorhallenbrüstung sowie ein bei den Arbeiten abgebrochener Wasserspeier mußten ersetzt werden. Die übrigen Wasserspeier wurden auf ihre statische Halbarkeit überprüft. Jetzt wurden nicht mehr, wie direkt nach dem Zweiten Weltkrieg, die einzelnen Glieder neu gestaltet, sondern man hielt sich an den Befund.

Doch auch die Beseitigung statischer Probleme wurde fortge-

Abb. 9. Dom zu Aachen, Ösen der mittelalterlichen Eisenanker in den Chorhallenpfeilern (1981).



Abb. 10. Dom zu Aachen, Muttergottesfigur über dem Krämerportal, mit starker Verschmutzung durch Tauben (1988).



führt. Die Instandsetzungen im 19. Jahrhundert hatten vermutlich mehr kosmetischen Charakter und berührten weniger die bauliche Substanz. Risse und Absetzbewegungen des Kapellenbaus der Hubertus- und Karlskapelle vom Mauerwerk des Sechzehneckes machte die Verbindung der Kapelle mit dem Mauerwerk des Sechzehneckes erforderlich. Im Zwickel zwischen oberem Gewölbe und äußerem Mauerkranz wurde ein Betonringanker eingezogen und durch Edelstahlanker das gotische Mauerwerk mit diesem Anker verbunden. In der Deckenebene darunter wurde das Mauerwerk der Kapellen durchbohrt und mit einem Ankerkranz aus Edelstahl an das Mauerwerk des Sechzehneckes angeschlossen. Eine weitere statische Untersuchung ergab, daß der auskragende Erker zu Druckzerstörungen der unter ihm befindlichen Steine geführt hatte. Um einer weiteren Zerstörung vorzubeugen, wurde der Einbau eines Ankers unterhalb des Erkers eingeplant. Der Anker verlangte ein ausreichend festes Mauerwerk. Die Blausteinblöcke der Kapelle waren jedoch in teilweise bröckelndem Zustand, teilweise bestand keine Mörtelverbindung zwischen der Innen- und Außenschale des zweischaligen Mauerwerks. Wegen der auf der Innenwand befindlichen Farbfassung und der Verschiedenartigkeit des Materials, außen dichter Blaustein, innen poröser Sandstein, wurde ein schichtenweises vorsichtiges Verpressen der Hohlräume vorgesehen unter intensiver Kontrolle des Zustandes der Innenflächen. Diese Arbeiten sind zur Zeit noch im Gang.

Das nach Osten vorspringende Chörchen der Nikolaus- und Michaelskirche erzeugt einen winkelförmigen Baukörper. Die Risse und Schäden an Rippen, Maßwerk und Verglasung dieser Kapelle waren schon vorher vom Bleidach des Sechzehneckes erkannt worden. Eine Fundamentuntersuchung ergab, daß ein Pfeiler ohne Verbindung mit tragfähigem Boden war. Zudem war das Pfeilermauerwerk kaum in das Kapellenmauerwerk eingebunden. Durch eine Wurzelpfahlgründung erhielt der Pfeiler seine Tragfähigkeit zurück. Bei der folgenden Sanierung des Mauerwerks mußten zwei Pfeiler wegen der bröckeligen Steinstruktur teilweise vollständig mit belgischem Granit erneuert werden.

Die seit langem bekannte Verdrehung des Helms über dem karolingischen Oktogon war auf schadhafte Windverbände und Konstruktionsmittel zurückführbar. Auch die während der Arbeiten erkannte Zerstörung der Binderbalkenaufleger im Tambourmauerwerk des Oktogons war hier wirksam gewesen.

Alle im Mauerwerk befindlichen Teile der Grat- und Binderbalken waren bis zu einer Länge von 1,20 m verfault. Aus diesem Notstand wurde ein statisches Konzept entwickelt, das sowohl die Instandsetzung der Knotenpunkte wie auch den statisch wirksamen Anschluß der hölzernen Konstruktionsteile unter dem bestehenden Dach herzustellen erlaubte. Hierzu wurde eine Stahlkonstruktion gewählt, die an die Stelle der zerstörten Hölzer rückte und zur Aussteifung mit Beton eingegossen wurde. Diese Bauart erlaubte, ohne Totalabbau des Dachs, unter Verlust des Originalmaterials und der Konstruktion der Fußpunkte, möglichst viel Substanz des übrigen Daches zu erhalten.

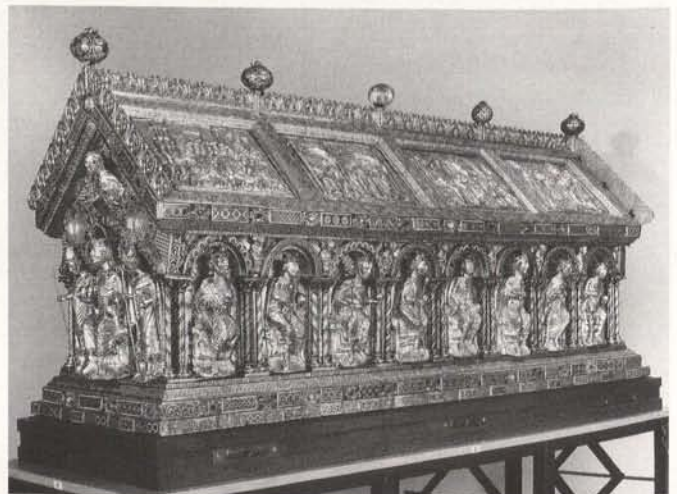
1987 wurde mit der Instandsetzung des Westturms begonnen, bei der sich herausstellte, daß die Blöcke der Natursteine mit Eisenankern verklammert waren, die jedoch mangels Verbleiung zu Rostsprengungen geführt hatten. Die Anker wurden im wesentlichen ausgebaut und durch V-4a-Stahlanker ersetzt. Durch den Ankereinbau wurde eine Vielzahl von Vierungen in der Fassade des Westturmes nötig. Bei den bisherigen Arbeiten an den Dom-Außenflächen wurde ausschließlich mit Steinersatz und nicht mit chemischen Verfahren, wie zum Beispiel Härtung oder Reinigung gearbeitet. Diese Methoden wurden bis jetzt wegen ihres Risikos ausgeschlossen.

Als nächster Schritt der Dominstandsetzung stellt sich das Problem des desolaten karolingischen Mauerwerks. Nach Voruntersuchungen durch den Statiker, die Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule, das Zollerninstitut, das Rheinische Amt für Denkmalpflege und den Mörtelsachverständigen Kremser werden nun 1990 einige Proben angesetzt, die Aufschluß darüber geben sollen, wie in Zukunft mit diesem Mauerwerk verfahren werden soll. Die vorgeschlagene Spannweite der Maßnahme reicht vom Torkretieren bis zur Überlegung, abgesehen von der Sicherung der Partien über Verkehrsflächen gar nichts zu tun. Die Maßnahmen sollen in enger Zusammenarbeit mit den beteiligten Fachleuten durchgeführt werden. Das Ergebnis der geplanten Proben muß abgewartet werden, bevor hier weitreichende Eingriffe stattfinden, die das äußere Erscheinungsbild oder auch die Originalsubstanz verändern können.

Lutz-Henning Meyer

Literatur: D. Hugot, Die Erneuerung des mittelalterlichen Ringankersystems der Chorhalle durch Dombaumeister Dr.-Ing. Leo Hugot, Aachen 1983.

Abb. 11. Dom zu Aachen, Karlsschrein (vollendet 1215), Zustand 1988 nach der Konservierung.



## Die Konservierung des Karlsschreins

Der Karlsschrein, der die Gebeine des 1165 auf Veranlassung von Friedrich Barbarossa heiliggesprochenen Kaisers und Erbauers der Pfalzkapelle umschließt, wurde in einer mittelalterlichen Aachener Goldschmiedewerkstatt gearbeitet und 1215 vollendet. Er gehört zu den großen Werken mittelalterlicher Goldschmiedekunst.

Mit seinem außergewöhnlichen Bildprogramm wurde der Schrein, der seinen Platz hinter dem Altar im gotischen Chor des Domes hat, das sichtbare Zeichen des Heiligen Römischen Reiches. Anstelle von Heiligen und Aposteln thronen an den Langseiten die Kaiser und Könige des Reiches als Nachfahren Kaiser Karls des Großen.

Der Kern des Schreins ist aus Eichenholz. Die dendrochronologische Untersuchung ergab, daß dieses Eichenholz um oder wenig nach 1182 verarbeitet wurde. Die Figuren und Reliefs bestehen aus getriebenem, vergoldetem Silber. Der übrige Schmuck sind Emails, Filigrane mit kostbaren Edelsteinen und Braunfirnisplatten. Alle Teile sind auf den Eichenholzschrein aufgenagelt.

Vor der Konservierung zeigten sich große Risse und Bruchstellen in den Treibarbeiten und eine starke Verschmutzung. Die Befestigung am Holzschrein war fast ausnahmslos behelfsmäßig. Ein Großteil der Köpfe der Figuren war lose. Die Kupferteile zeigten Grünspanbefall. Zu den Schäden hatten unter anderem mehrere kriegsbedingte Auslagerungen beigetragen, die mit langen Transporten und unzulänglicher Unterbringung verbun-

den waren (im 16. Jahrhundert, während der Französischen Revolution und während der beiden Weltkriege).

Ziel der Konservierungsmaßnahmen war die Sicherung und Konservierung der jetzt noch vorhandenen Substanz des Schreins. Dies erlaubte keine Eingriffe und schloß jegliche Art von Rekonstruktion oder andere Veränderungen aus, wie Nach- oder Neuvergolden des originalen Bestandes, Ausbeulen oder Nachtreiben von eingedrückten Stellen in den Treibarbeiten. Zur Konservierung war die Abnahme aller Metallteile vom Holzschrein nötig. Bei der Reinigung der Silberteile konnte die originale mittelalterliche Vergoldung wieder freigelegt werden. Die Bruchstellen, Löcher und Risse wurden durch Hinterlegungen aus vergoldetem Silber geschlossen.

Eine internationale Expertenkommission begleitete die Konservierungsarbeiten, die von 1982 bis 1988 in der Goldschmiedewerkstatt des Aachener Domes von vier Goldschmiedem durchgeführt wurden. Die von der Expertenkommission entwickelten Arbeitsrichtlinien wurden inzwischen von der Erzdiözese Köln für die bevorstehende Konservierung der zwölf Kölner Reliquienschreine übernommen.

Herta Lepie

Literatur: Ein längerer, reich bebildeter Vorbericht über die Restaurierung ist im Oktober 1988 als Sonderheft der Zeitschrift der Grünenthal GmbH «Die Waage» erschienen. Eine wissenschaftliche Publikation über die Restaurierung ist in Vorbereitung.

Abb. 12. Dom zu Aachen, Holzkern des Karlsschreins (nach 1182), Ansicht nach Abnahme aller Metallbeschläge und Öffnung des Daches im Jahr 1984.



# Dom zu Speyer

Der Dom zu Speyer ist, zusammen mit dem zu Worms und dem zu Mainz, das Hauptwerk der romanischen Baukunst in Deutschland. Er ist auch in seinen Abmessungen das größte Denkmal seiner Zeit und zugleich dasjenige, mit dem sich die wichtigsten geschichtlichen Erinnerungen verbinden, denn die salischen Kaiser machten ihn zu ihrer Grablege.

Maria und dem hl. Stephan geweiht, wurde der Dom im wesentlichen zwischen 1030 und 1106 erbaut. Er greift in seiner äußeren Erscheinung auf das Vorbild von St. Michael in Hildesheim zurück und bringt eine Grundrißgliederung zur Vollendung, die in der Folgezeit nicht nur im Rheinland allgemeine Gültigkeit erhielt; ihre Kennzeichen sind die ausgewogene Verteilung der Baumassen im Osten und im Westen und die symmetrische Anordnung von vier Türmen an den Ecken des von Langhaus und Querhaus gebildeten Baukörpers.

1689 wurde der Dom zu Speyer durch Brandstiftung schwer in Mitleidenschaft gezogen. 1722–1778 rekonstruierte Franz Ignaz Michael Neumann die nach diesem Unglück eingestürzten Bauteile und vervollständigte sie durch ein in barocken Formen gehaltenes Westwerk.

1854–1858 wurde dieser Anbau durch einen Westbau ersetzt, der die Vorstellung von Romanik, die man damals hatte, veranschaulicht. Gleichzeitig wurde der ganze Innenraum des Doms von Schraudolph und seiner Werkstatt mit schweren neuromanischen Malereien und mit großformatigen Historienbildern ausgestattet.

1957 begann man, den Zustand des 11. Jahrhunderts in seiner ursprünglichen Stilreinheit wiederherzustellen, indem man Malereien und Tünche des 19. Jahrhunderts entfernte.

Trotz dieser wechselvollen Baugeschichte, oder vielleicht gerade deswegen, verdient der Dom zu Speyer es, unter Anwendung von Kriterium II in die Liste des Welterbes aufgenommen zu werden. Er hat in der Tat nicht nur einen beträchtlichen Einfluß auf die Entwicklung der romanischen Architektur des 11. und 12. Jahrhunderts ausgeübt, sondern auch die Entfaltung der Lehrmeinungen der Denkmalpflege in Deutschland, Europa und der Welt vom 18. Jahrhundert bis in unsere Gegenwart mitbestimmt.

(Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag, April 1981)

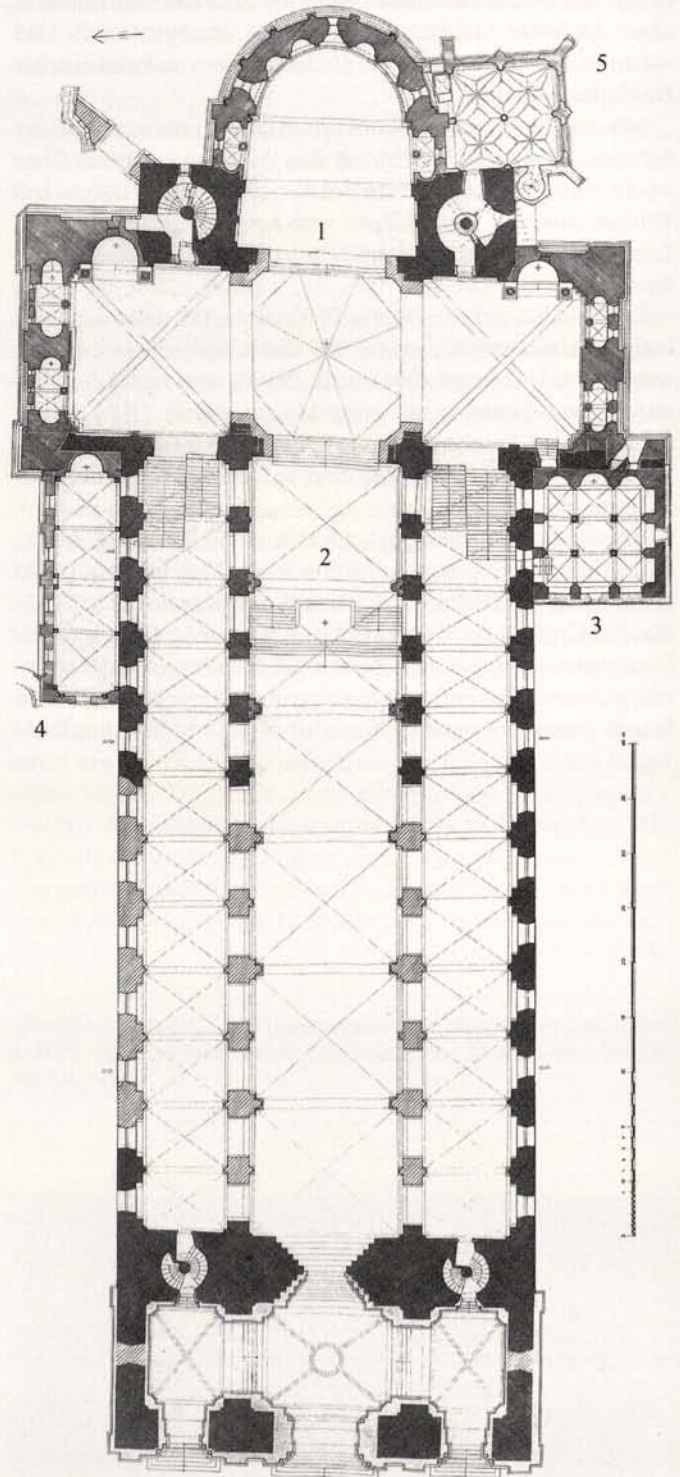


Abb. 13. Dom zu Speyer, Grundriß (1 = Stiftschor, 2 = Königschor, 3 = Taufkapelle, 4 = Atrakapelle, 5 = Sakristei). Zeichnung D. von Winterfeld.

Abb. 14. Dom zu Speyer, Ansicht von Osten.

Abb. 15. Dom zu Speyer, Ansicht von Südwesten nach der Restaurierung 1957–1966. Bauzeiten: Ostteile und Osthälfte des Langhauses 1025–1106, Turmabschlüsse um 1220, Westhälfte des Langhauses 1776, Westbau 1854/56.











## Zweieinhalb Jahrhunderte Denkmalpflege am Dom zu Speyer

Als Grabstätte römischer Kaiser und deutscher Könige mit dem alten heiligen römischen Imperium eng verbunden und als gemeinsame Stiftung der salischen Dynastie tief im Gedächtnis früherer Generationen verankert, ist der Dom zu Speyer wohl sehr frühzeitig, das heißt sicher schon im ausgehenden Mittelalter, zum «Denkmal» geworden. Es mag dabei außer Betracht bleiben, ob dies bereits durch die Stifter, insbesondere Heinrich IV., von Anfang an beabsichtigt war. Unbeabsichtigt wurde er durch seine wechselhafte Geschichte ein hervorragendes Beispiel denkmalpflegerischen Handelns.

Der Speyerer Dom erhielt seine für lange Zeit gültige Gestalt in den beiden großen Bauunternehmungen von 1027–1061 und 1080–1106 (1125), letztere mit Einwölbung, Erneuerung der Ostteile, Ausbau der Türme und der berühmten Bauzier. Von relativ geringfügigen Veränderungen seiner baulichen Substanz abgesehen, stand er so bis 1689, das heißt für mehr als fünfeinhalb Jahrhunderte. Die Türme erhielten Giebel und steinerne Helme, auf der Nordseite wurden gotische Kapellen angebaut, ebenso im Südosten die Sakristei.

Die Kapellenanbauten der Nordseite, im 14. und 15. Jahrhundert errichtet, und die Erneuerung des Kreuzganges zwischen 1437 und 1444 folgten, wie anderen Orten auch, den gotischen bzw. spätgotischen Formen. Bei der turmartigen, dem Typus des Schatzhauses entsprechenden Sakristei erhielten Sockel- und Obergeschoß romanische Fenster. Auch am 1450 durch den Brand beschädigten westlichen Mittel- bzw. Glockenturm blieb die Gesamterscheinung unverändert bzw. wurde wiederhergestellt. Nur die Schallarkaden zeigen Kielbögen. Die Dominanz des romanischen Baus führte also gelegentlich zu Maßnahmen, die wir leicht als «historisierend» oder «denkmalpflegerisch» kennzeichnen mögen, die in Wirklichkeit ganz unreflektiert und selbstverständlich dem Gebot der Einheitlichkeit und Anpassung folgten.

Das einschneidendste Ereignis in der Geschichte des Domes war die Zerstörung von 1689 durch die Franzosen als Folge des orleansischen oder pfälzischen Erbfolgekrieges. In Speyer stürzten durch Sprengung dreieinhalb Joche ein, das heißt ca. knapp zwei Drittel des Langhauses. Außerdem brannten die Dächer ab und die gesamte mittelalterliche Ausstattung ging verloren.

Erst zehn Jahre nach der Zerstörung konnte das Domkapitel zurückkehren. In äußerster Not beschränkte man sich auf die Sicherung und Reparatur der erhaltenen Reste. Eine provisorische Trennwand schloß die Ostteile ab. Die Dächer wurden wegen der Schieferdeckung anstelle des Bleis steiler, die Giebel über den drei östlichen Kreuzarmen wurden durch Walme ersetzt. Die einzige neue Architekturform bildeten die Schweifhauben auf den achteckigen Mitteltürmen. Es sei hervorgehoben, daß man damals den isoliert stehenden und völlig außer Funktion geratenen Westbau unter Dach brachte und offenbar erhalten wollte. Die Gewölbe der Krypta erneuerte man formgetreu.

Von 1751–1759 ist ein wichtiger Abschnitt im Ringen um die Erhaltung des Domes zu verzeichnen. Als erste Maßnahme wurde der Westbau wegen Baufälligkeit bis auf sein Untergeschoß abgebrochen. 1756/59 erfolgte die Sicherung der Ostteile, vor allem durch die Verstärkung der Vierungspfeiler und -bögen.

Erst 1772 – 83 Jahre nach der Zerstörung – konnte der energische Bischof August von Limburg-Stürum das Unternehmen endlich in Gang setzen. Der Auftrag wurde an Franz Ignaz Michael Neumann, den Sohn des großen Balthasar Neumann, vergeben. Das Langhaus wurde in voller Ausdehnung als Kopie des mittelalterlichen Vorbildes errichtet, die nur dem Fachmann als solche erkennbar ist. Vom alten Westbau verwendete man das Untergeschoß mit seiner 6 m starken Mauer zum Langhaus. Der darüber geplante Aufbau konnte aus finanziellen Gründen nicht ausgeführt werden. Lange vor dem Historismus war damit die Kopie des mittelalterlichen Baus entstanden, die einem höchst unmodernen, 650 Jahre alten Vorbild folgte.

Im Gefolge der französischen Revolution wird der Dom 1793/94 abermals geplündert, verwüstet und schließlich profaniert. Mit knapper Not entgeht er dem Abbruch. Mit der Neuerrichtung eines Bistums werden die Schäden behoben. Für den Dom fallen die wichtigsten Entscheidungen jetzt in München. Entgegen einem Gutachten Leo von Klenzes werden der Kreuzgang und die sonstigen Reste der Domumbauung abgebrochen. Stattdessen wird der Domgarten im englischen Stil angelegt. Der Dom steht nun denkmalhaft und frei nach allen Seiten, als Zeuge ferner Vergangenheit am Rande eines Parks, so wie die Romantik Baudenkmäler erleben wollte. Den krönenden Abschluß der Ausstattung im Inneren bedeutete die Ausmalung um 1846/53 im Auftrag des bayerischen Königs Ludwig I.

Auch der Zustand des Äußeren wurde alsbald als unbefriedigend empfunden. Durch die Neumann'sche Notlösung war die zweipolige Anlage aus dem Gleichgewicht geraten; es entstand der Wunsch, den Westbau durch eine «stilgerechte» Lösung zu ersetzen. 1854/58 führte ihn der Karlsruher Baudirektor Heinrich Hübsch aus. In der Grundposition hielt er sich an das mittelalterliche Vorbild, das er aber, wie er ausführlich begründete, verbesserte und ihm damit die notwendige Angemessenheit verlieh. Das romanische Untergeschoß blieb erhalten, wurde aber innen wie außen vollständig verkleidet und ummantelt.

Hatte das 19. Jahrhundert versucht, die amputierte Gestalt des Domes wieder zu vervollständigen und mit neuem Glanz auszustatten, so richtete sich das Interesse des 20. Jahrhundert zunächst auf die statische Sicherung. Sie wurde 1931 in den gesamten Ostteilen und dem noch jungen Westbau durchgeführt. Überall, wo es ohne Gefahr möglich schien, wurden die barocken Vermauerungen entfernt. Man beschränkt den Weg, störende technische Veränderungen späterer Zeit zu beseitigen, um möglichst viel und unverändert von dem hoch geschätzten Original zeigen zu können.

Angesichts der bevorstehenden 900-Jahr-Feier der ersten Domweihe 1961 erschien 1957 die Restaurierung des unansehnlich gewordenen Innenraums geboten. Die damals führenden Persönlichkeiten von Staat und Kirche gehörten einer Generation an, die in Aversionen gegen die Kunst des 19. Jahrhunderts erzogen worden war. Bischof, Domkapitel und Kultusminister trieben den Gedanken voran und fällten die Entscheidung, die ganz selbstverständlich gegen das 19. Jahrhundert ausfiel.

Es war abzuwägen, ob sich das Werk Schraudolphs auf eine Stufe stellen ließe mit dem bedeutendsten romanischen Bau Deutschlands. Alle Verantwortlichen, insbesondere der leitende Architekt, hatten die wohl etwas naive Hoffnung, den romanischen Bau unter dem Putz hervorholen zu können. Daß dies immer nur ein Rohbau sein würde, focht sie in der Ästhetik der Zeit wenig an.

Die Maßnahmen waren zunächst nur auf den Innenraum ausgerichtet, griffen aber alsbald auf den Außenbau über. Das Jubiläum der Weihe 1961 bedeutete bald nicht mehr Ende, sondern Einschnitt. Es folgten Rekonstruktionen der Dächer und der drei Ostgiebel, die Tieferlegung des Fußbodens um mehr als einen halben Meter, die Teilrekonstruktion des Vierungsturmes. Fast alle baulichen Maßnahmen waren auf die formale Wiederherstellung des romanischen Baus ausgerichtet und knüpften darin letztlich an das Werk des 18. Jahrhunderts an.

Von der baulichen Struktur her ist der Dom seiner Erscheinung am Ende der Romanik wieder so nahe wie niemals vorher seit der Zerstörung von 1689. Das ist ein ganz außerordentlicher Gewinn. Die Fachleute wissen, daß dies ein Rohbauzustand ist. Im Erlebniswert und in der Atmosphäre des Historischen verfehlt diese Erscheinung dennoch nicht ihre Wirkung auf Millionen von Betrachtern.

Wir müssen heute die Restaurierung von 1957 als ein historisches Ereignis begreifen, das nur aus seinen geistesgeschichtlichen Voraussetzungen verständlich ist. Andererseits wird in ihm so etwas wie eine eigentümliche, nur für Speyer spezifische Kontinuität der Pflege eines großen Denkmals sichtbar, wo seit 1689 äußere Einwirkungen die Geschichte des Baus immer wieder beseitigt haben und Rekonstruktion frühzeitig zum Programm wurde.

Dethard von Winterfeld

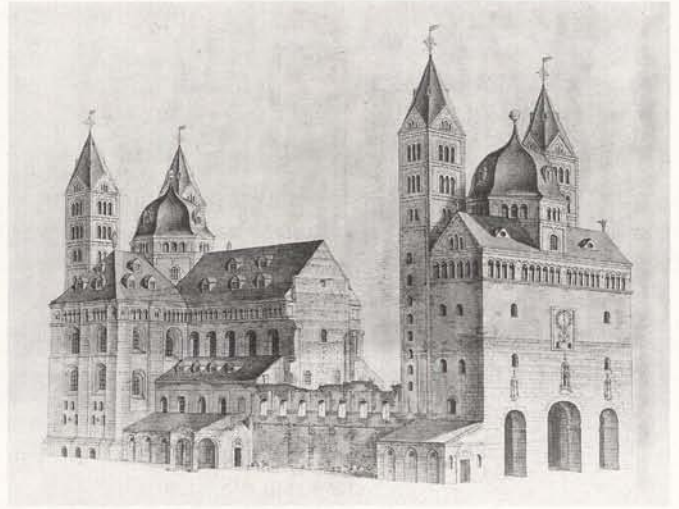


Abb. 17. Dom zu Speyer, Ansicht von Nordwesten vor 1755. Durch den Einsturz der Gewölbe von dreieinhalb Langhausjochen sind Westbau und Ostteile voneinander getrennt. Die erhalten gebliebenen Bauteile haben neue, schiefergedeckte Dächer.

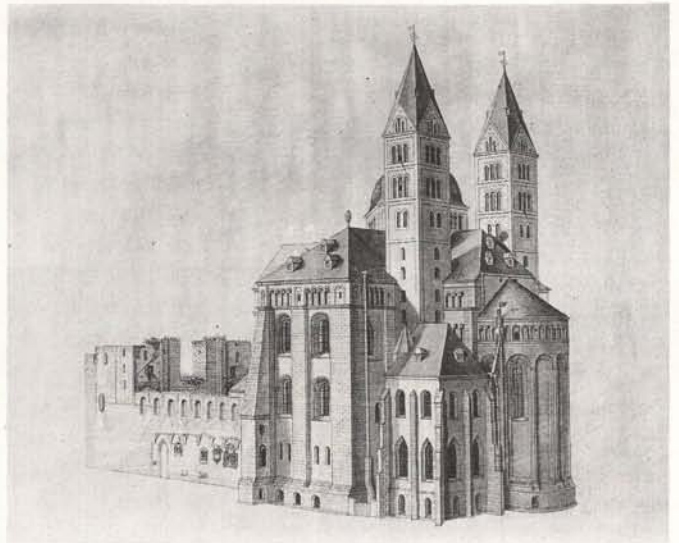
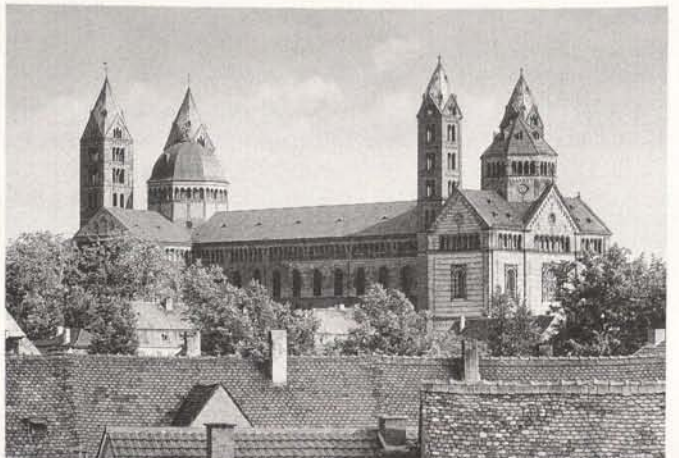


Abb. 18. Dom zu Speyer, Ansicht von Südosten nach 1755. Die Ostteile sind durch Strebebögen gesichert, der Westbau (links im Bild) bis zu einer Höhe von wenigen Metern über dem Erdgeschoß abgetragen.

Abb. 19. Dom zu Speyer, Gesamtansicht von Nordwesten (1967).



Der hier abgedruckte Text ist die von Hans Caspary redigierte Kurzfassung eines Beitrags für Jahrgang 44 Heft 2 (1986) der Zeitschrift «Deutsche Kunst und Denkmalpflege», der seinerseits auf ein Referat zurückgeht, das der Verfasser im Juni 1986 anlässlich der Jahresversammlung der deutschen Denkmalpfleger in Speyer hielt.

Die gesamte Literatur bei: Hans Erich Kubach und Walter Haas, Der Dom zu Speyer (= Die Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz, Bd. 5), 3 Bde., München 1972. – Unter der nach 1972 erschienenen Literatur hervorzuheben: Walter Haas, Der Dom zu Speyer, Königstein i. T. (Langewiesche-Bücherei) 1984. – Jochen Zink, Ludwig I. und der Dom zu Speyer, München 1986. – Vincent Mayr, Franz Ignaz Michael von Neumann und die Domkuppeln von Mainz und Speyer, in: Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst in München e. V., Bd. XVII, München 1988, S. 69–86.

## Restaurierungsmaßnahmen am Dom zu Speyer 1982–1989

Die große, 1957–72 durchgeführte Restaurierung des Doms hatte das Bauwerk statisch gesichert und um den Preis der Zerstörung der barocken Dächer sowie des größten Teils der Ausmalung von 1846–53 wieder seinem ursprünglichen mittelalterlichen Erscheinungsbild angenähert. Ausgespart geblieben waren damals die bereits um 1930 ein erstes Mal gesicherten romanischen Osttürme und der 1854/58 über dem erhaltenen romanischen Erdgeschoß neu errichtete Westbau.

Auf die Restaurierung auch dieser beiden Bauteile, insbesondere der Osttürme, konzentrierten sich die nach einer längeren Pause und nach sorgfältigen vorbereitenden Bauuntersuchungen 1984 neu aufgenommenen Arbeiten. Oberster Grundsatz, von dem sich kirchliche und staatliche Denkmalpflege dabei leiten ließen, war, die mittelalterliche Substanz, die bei den Türmen noch nahezu komplett vorhanden war, so weitgehend wie möglich zu erhalten, schadhafte Teile, insbesondere solche aus Werkstein, nach Möglichkeit auszubessern und nur dort, wo statische Gründe oder die öffentliche Sicherheit dies zwingend erforderten, neue Teile einzusetzen, wobei darauf geachtet wurde, daß diese nicht nur in ihrer Form, sondern auch im Material und in der handwerklichen Bearbeitung den ausgetauschten Originalen entsprachen.

Diesem Grundsatz folgend konnten in den mit Säulenarkaden sich öffnenden Freigeschosse und in den Giebeldreiecken der Türme ein großer Teil der romanischen bzw. spätromanischen Säulenbasen, -schäfte und -kapitelle in situ erhalten bleiben. Auch beim Mauerwerk (Sandsteinquadern unterschiedlichen Formats) wurde keine perfekte Wiederherstellung der Oberfläche angestrebt. Steine, die nur angewittert waren und in

diesem Zustand keine Gefahr darstellten, wurden ebenso belassen wie ausgebrochene Mauerkanten oder abgebrochene Teile des Bogenfrieses. Die Giebelfenster wurden neu verputzt und in einem mit der Farbe der unverputzten Quadern harmonisierenden Ton gestrichen.

Bei den Arbeiten am Westbau ging es darum, den sogenannten Kaisersaal, den durchgehenden Raum des Obergeschosses, der seit seiner Erbauung im 19. Jahrhundert im Rohbauzustand geblieben und nie genutzt worden war, so herzurichten, daß er als Ausstellungsraum für heimatlos gewordene kirchliche Kunstwerke aus dem Gebiet der Diözese Speyer dienen konnte.

Zu diesen Kunstwerken zählen auch die 1960 im Zuge der Domrestaurierung von den Wänden abgelösten und deponierten großformatigen Schraudolph-Fresken. Drei von ihnen, und zwar die Darstellungen aus dem Leben des hl. Bernhard von Clairvaux aus dem nördlichen Querhausarm, wurden auf einen neuen beweglichen Bildträger aus synthetischem Material (Glasfaser) übertragen, konservatorisch gesichert und zusammen mit den erhaltenen Skizzen und Entwürfen Schraudolphs im Kaisersaal ausgestellt. Ihren endgültigen Platz sollen diese Gemälde im erweiterten Historischen Museum der Pfalz finden, wenn dieses zur 2000-Jahr-Feier der Stadt Speyer 1990 wieder eröffnet wird.

Über die Restaurierung der übrigen neun Schraudolph-Fresken und ihre Unterbringung ist noch nicht entschieden. Aus konservatorischen Gründen wäre es zu begrüßen, wenn die Diözese Speyer sich hier bald zu einer Entscheidung durchringen könnte.

Hans Caspary

# Residenz Würzburg

Die Aufnahme der Würzburger Residenz in die Liste des Welt-erbes ist ein so offensichtlich wünschenswerter Vorgang, daß der Vorschlag der Bundesrepublik Deutschland keiner langen Rechtfertigung bedarf.

Im wesentlichen zwischen 1740 und 1770 ausgestattet und zwischen 1765 und 1780 mit prachtvollen Gärten versehen, ist die Residenz gleichzeitig das einheitlichste und außergewöhnlichste aller Barockschlösser.

Sie zeugt vom Prunk zweier nacheinander regierender Fürst-bischöfe, Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schön-born, und entspricht dadurch, daß sie auf kennzeichnende Wei-se die Situation eines der strahlendsten Fürstenhöfe Europas veranschaulicht, in vollendeter Form dem Kriterium IV.

Sie ist eine einzigartige künstlerische Schöpfung, durch ihr ehrgeiziges Bauprogramm, die Ursprünglichkeit ihrer Erfindung und die internationale Zusammensetzung des Baubüros. Die angesehensten Architekten ihrer Zeit, Lukas von Hilde-

brandt aus Wien, Robert de Cotte und Germain Boffrand aus Paris, steuerten Entwürfe bei, die Ausführungspläne zeichnete der Hofbaumeister des Fürstbischofs, Balthasar Neumann, dem Maximilian von Welsch, der Architekt des Kurfürsten von Mainz, zur Seite stand. Bildhauer und Stukkateure kamen aus Italien, aus Flandern, aus München. Der Venezianer Giovanni Battista Tiepolo malte das Deckenbild über dem Treppenhaus und die Wandgemälde des Kaisersaals. Kein anderes Bauwerk dieser Zeit konnte so viele miteinander wetteifernde Begabungen für sich in Anspruch nehmen.

Nach schweren Bombenschäden durch einen Luftangriff am 16. März 1945 ist die Würzburger Residenz seit 1945 Gegenstand sorgfältiger und häufig exemplarischer Restaurierungsmaßnahmen, die in voller Höhe von der bayerischen Staatsregierung finanziert werden.

(Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag April 1981)

## Zur Geschichte der Würzburger Residenz

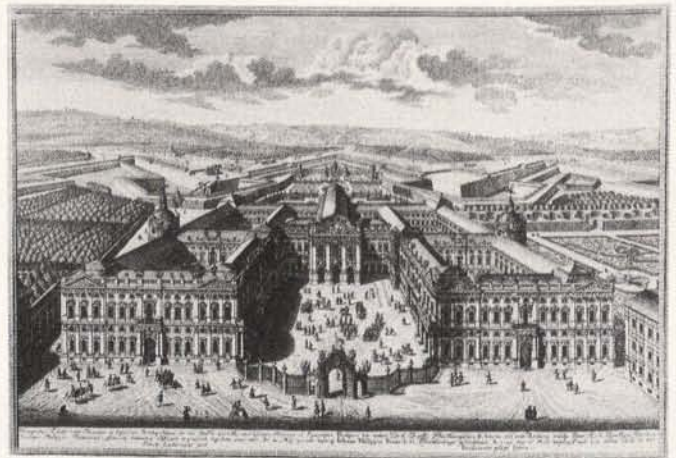
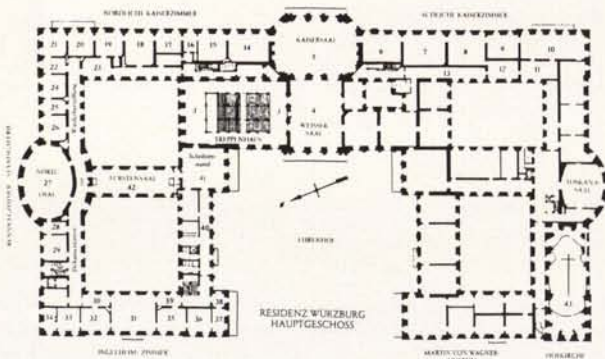
Worin besteht die überragende Bedeutung der Würzburger Residenz? Als erstes überrascht die Größe des Baus, die eindeutig über die Verhältnisse der fränkischen Fürstbischöfe, der Grafen von Schönborn ging. Ihnen ist es gelungen, die besten Künstler heranzuziehen und den finanziellen Rahmen für ihr Wirken zu schaffen, sich somit der Nachwelt als große Mäzene zu empfehlen. Zur Größe kommt noch die Einheitlichkeit des Baus, der relativ zügig zwischen 1720 und 1744 im Rohbau, 1774 mit Ausstattung und Gärten fertiggestellt wurde. Anders als beispielsweise die Münchner Residenz, an der über Jahrhunderte hin-

weg an- und umgebaut wurde, erscheint die Würzburger Residenz wie aus einem Guß, als Ausdruck des Machtanspruchs der Bauherren mit den eloquenten Mitteln der Architektur der Fassaden, dem Prunk der Ausstattung und der zur Regelmäßigkeit eines symmetrischen Gartens geformten Natur.

Das Außergewöhnliche an diesem absolutistischen Gesamtkunstwerk zeigt sich außerdem in der Perfektion, die in jedem Detail des Baus herrscht. Handwerkliche Qualität war auch im 18. Jahrhundert nicht immer eine Selbstverständlichkeit. Hier

Abb. 20. Residenz Würzburg, Grundriß des Hauptgeschosses mit Treppenhaus, Weißem Saal, Kaisersaal und den Nördlichen und Südlichen Kaiserzimmern.

Abb. 21. Residenz Würzburg, Stadtseite, Kupferstich von Salomon Kleiner, Gesamtanlage begonnen mit der Grundsteinlegung 1720, Abschluß der Baumaßnahmen 1744.



- Abb. 22. Residenz Würzburg, Treppenhaus nach Plänen von Balthasar Neumann, eingewölbt 1742, Deckengemälde mit Darstellung der vier Erdteile von Giovanni Battista Tiepolo 1752/53, nach dem Brand der Residenz 1945 ebenso wie der Kaisersaal durch ein Notdach gerettet.
- Abb. 23. Residenz Würzburg, Hofkirche (Weihe 1743) nach Plänen von Balthasar Neumann mit Kuppelgemälden von Rudolf Byss.
- Abb. 24. Residenz Würzburg, Spiegelkabinett, ausgestattet 1742/43 mit Stukkaturen von Antonio Bossi und Hinterglasbildern nach Entwürfen von Johann Wolfgang von der Auvera, nach der Zerstörung 1945 rekonstruiert 1979–1987.









war sie vor allem dem Stukkateur Antonio Bossi, dem Bildhauer Johann Wolfgang van der Auvera aus Mecheln, dem Schnitzer Georg Adam Guthmann aus München, dem Tapetenwirker Pirot, dem Kunstschmied Johann Georg Oegg und vielen weiteren Dekorationskünstlern zu verdanken. An die Spitze des Teams begabter Handwerker setzten sich zwei der bedeutendsten Künstler ihrer Zeit, Balthasar Neumann und Giambattista Tiepolo. Sie hinterließen beide das jeweilige Hauptwerk ihres Schaffens. Größe, Einheitlichkeit, handwerkliche Qualität und vor allem die Genialität der Architektur und der Ausmalung machen die Würzburger Residenz zu einem der bedeutendsten Profanbauten des 18. Jahrhunderts.

In der Fassadengestaltung faßt Balthasar Neumann (1687-1753) die verschiedenen Strömungen des europäischen Barock zusammen. Dafür gibt es einen einleuchtenden Grund: Als der erste Bauherr der Residenz, Fürstbischof Johann Philipp Franz von Schönborn (er regierte von 1719 bis 1724), dem noch so gut wie unbekanntem Neumann 1720 den Auftrag erteilte, hatte dieser kaum seine Lehrzeit beendet. Daher befragte der Fürstbischof auch die Baumeister seiner Verwandten und die renommiertesten Architekten seiner Zeit. Die Alternativvorschläge seiner Konkurrenten griff Neumann zum Teil auch auf und faßte sie zu einem neuartigen Ganzen zusammen. Maßgebend war zunächst der relativ konservative Kurmainzer Architekt Maximilian von Welsch (1671-1745), dem die Idee der oval vorschwingenden Mittelpavillons an den südlichen und nördlichen Seitenfassaden zu verdanken ist. Außerdem erkennt man bei Betrachtung des Grundrisses, daß Neumann geschickt die noch in deutschen Landen vorherrschende Gestaltung der Baublöcke mit der französischen Innovation der Cour d'honneur kombinierte. Zwei Vierkanthöfe, auf Vorschlag des Maximilian von Welsch mit jeweils zwei Innenhöfen versehen, verbindet Neumann durch einen riegelartigen Block miteinander, so daß sich ein Ehrenhof bildet. Sogar Robert de Cotte (1656-1735), «architecte du Roy et inspecteur général», und Germain Boffrand (1667-1754) lieferten Pläne für die Residenz und setzten den klassisch beruhigten, französischen Geschmack im Zentrum des Ehrenhofes durch.

Das Schloß stellt sich von jeder Seite anders dar, sozusagen als Komplex ganz verschiedener Schloßtypen: Zur Stadt hin öffnet sich der Ehrenhof, in der Schrägansicht fallen die durch Risalite optisch gestreckt wirkenden seitlichen Baublöcke ins Gewicht, und von den drei restlichen Seiten ergeben sich mit den verschieden gestalteten Mittelpavillons jeweils neue Ansichten, die an Vierkanthöfe erinnern.

Vor allem der Kaiserpavillon im Zentrum der Anlage zeigt die Spuren des Architekten des österreichischen Kaisers, Lucas von Hildebrandt (1668-1745): Der barock geschwungene Giebel mit dem fürstbischöflichen Wappen zeugt von der Dekorationslust des Österreichers. Das erkennt man auch auf der Gartenseite, wo der Kaiserpavillon aufs reichste mit kleinteiligem Ornament versehen ist, und zwar von unten nach oben in zunehmendem Maße – ganz ähnlich wie das Wiener Belvedere und in Kontrast zu den französischen Vorschlägen.

Balthasar Neumann, bei dem die Gesamtradiktion des Riesenbaus lag, hat die verschiedenen Ideen aufgegriffen und zu einer Einheit geformt, die Schule machte und als mainfränkischer Barock in die Architekturgeschichte einging. Für die Innenarchitektur, die unvergleichliche Raumfolge Vestibül, Treppenhaus, Weißer Saal und Kaisersaal war fast nur Neumann zuständig, allerdings mußte er auch hier gelegentlich Durchsetzungsvermögen gegen die Konkurrenten zeigen, besonders im

Treppenhaus. Lucas von Hildebrandt zweifelte an der Statik und wollte sich, falls das Gewölbe halten sollte, «auf eigene Kosten darin hängen lassen». Als Gegenbeweis bot Neumann an, eine Batterie Kanonen darunter abzufeuern. Dem Vertrauen des Fürstbischofs ist es zu verdanken, daß sich Neumann durchsetzen konnte – und das war ein Glück für die Nachwelt: Als die schweren Dachbalken der Residenz im Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs brennend auf das Gewölbe niederstürzten, verhinderte die überlegene Statik Neumanns den unwiederbringlichen Verlust von Tiepolos Deckenfresken. Die zum Teil zerstörten historischen Räume mit dem rechtzeitig evakuierten Mobiliar konnten nach dem Krieg rekonstruiert werden, sogar das Spiegelkabinett (von dem nur ein einziger originaler Splitter erhalten war), aber das mit ca. 600 qm größte Deckengemälde der Welt wäre für immer verloren gewesen.

Man bemerkt es heute nicht mehr, aber die Fresken litten an den Folgen der Bombennacht: «Die gewaltige Hitze hatte die Kalktuffquader teilweise zu Ätzkalk gebrannt, so daß gelöstes Kalkhydrat in die Freskoschicht dringen konnte. Dadurch entstanden glasartige, dunkle Verkrustungen und Schleierbildungen, die schon früher vorhandenen einzelnen schwarzen Pilzbildungen dehnten sich zu großen Kolonien aus. Im Kaisersaal, der nicht mit Tuff, sondern mit Ziegeln überwölbt ist, (hat) das einfilternde Bittersalz ... auch hier einzelne Stellen des sonst gut erhaltenen Freskengrundes zermürbt. Die gewaltige Hitzeentwicklung der Brandnacht hatte die Fresken durch Zermürbungen, Verglasungen, Schleierbildung, Pilzwucherung, Verschmutzung und Wasserränder arg entstellt.» Diese Schäden konnten 1947-1949 in der ersten großen Restaurierung behoben werden. Heute erstrahlt alles in altem Glanz.

Die ersten fünf Innenräume der monumentalen Abfolge von Vestibül, Gartensaal, Treppenhaus, Weißer Saal und Kaisersaal bilden den pompösen Auftakt zu den Appartements des Kaisers und der Kaiserin. Sinnvoller als die chronologische Reihenfolge der Ausstattung (die Fresken des Kaisersaals wurden beispielsweise vor dem großen Treppenhausfresko vollendet) ist die in ihrer Wirkung genau kalkulierte zeitliche Aufeinanderfolge der Räume, so wie sie der Besucher nacheinander durchschreitet. Dahinter steht ein System, das ursprünglich den Erfordernissen der höfischen Etikette gerecht werden mußte, aber natürlich auch nach ästhetischen Gesichtspunkten komponiert ist, eine Folge, die Anfang und Ende hat, nicht umkehrbar ist und den Kaisersaal als Ziel und Höhepunkt besitzt und anstrebt. Der Zusammenhang offenbart sich erst beim Durchschreiten, in zeitlicher Verzögerung und unter ständig wechselnden Perspektiven. Tiepolos Malerei unterwirft sich diesem komplexen Raumprogramm und profitiert auch von der Steigerung, mit der sich Architektur, Malerei und Stukkatur gegenseitig aufwerten. Dem vergleichsweise dunklen, niedrigen, chromatisch ganz dezent gestalteten Vestibül folgt das hohe, lichtdurchflutete Treppenhaus, das Tiepolo mit unvergleichlicher Farbenpracht ausgemalt hat. Dann durchschreitet man den Weißen Saal, der, wie der Name schon sagt, ohne Farbe auskommt, den aber die plastische Ausschmückung zu den flamboyantesten Interieurs des Rokoko macht: Ein Rocaillestück, der wie an die Wände gespritztes Schaumgebäck erscheint. Danach folgt der Höhepunkt dieser Raumabfolge, der Kaisersaal. Er vereinigt Farbigekeit, Plastizität, Lichtfülle und Höhenausdehnung, die Tiepolos tiefen Bildhintergründen zu verdanken ist, in deren illusionistischer Weite sich ganz hinten blaugrüne Gebirgsmassive auftürmen und Schwalben zwischen den Wolken segeln.

Florian Fiedler



Abb. 25. Residenz Würzburg, Ausschnitt aus dem Deckenbild des Treppenhauses: Europa mit Medaillonbild des Fürstbischofs Carl Philipp von Greiffenklau, unten rechts Balthasar Neumann.

Abb. 26. Residenz Würzburg, Blick auf die Gartenfassade.



## Die Wieskirche

Der Weiler Wies bei Steingaden war 1738 Schauplatz eines Wunders: Ein schlichtes hölzernes Bildwerk, das Christus an der Geißelsäule darstellte und das die Prämonstratenser von Steingaden nicht mehr behalten wollten, begann Gläubigen gegenüber Tränen zu vergießen. Eine auf freiem Feld errichtete Kapelle barg für einige Zeit das wundertätige Bildwerk. Aber bald kamen die Pilger aus Deutschland, Österreich, Böhmen und sogar aus Italien in solchen Scharen, daß der Prämonstratenserabt von Steingaden die Errichtung eines glanzvollen Heiligtums beschloß. Die Bauarbeiten begannen 1745 unter der Leitung eines berühmten Architekten: Dominikus Zimmermann. Er schuf in dieser ländlichen Gegend, im Wiesengelände zu Füßen der Alpen, eines der vollendetsten Kunstwerke des bayerischen Rokoko. Der Chor wurde 1749 und die ganze Kirche 1754 geweiht. Im selben Jahr verließ Dominikus Zimmermann die Stadt Landsberg, in der er gewohnt hatte, um sich nahe seinem Meisterwerk, der Wieskirche, in einem neu errichteten Haus niederzulassen; dort starb er 1766.

Dem ovalen Kirchenschiff (25 x 29 m) ist an der Westseite eine halbkreisförmige Eingangshalle vorangestellt. Im Inneren tragen frei vor der Wand stehende gekuppelte Säulen ein phantasievoll gestaltetes Gebälk und ein flaches Muldengewölbe; sie umgrenzen einen zweiten, engeren Raum, in dem das aus Fenstern und Rundöffnungen einströmende direkte und indirekte Licht sich auf wohlüberlegte Art und Weise verteilt. Im Osten schließt sich ein von zwei übereinander liegenden Laufgängen eingefasster langer und tiefer Chor an.

Die verschwenderischen Stuckverzierungen sind das Werk von Dominikus Zimmermann; ihm half sein Bruder Johann Baptist, seit 1720 Hofmaler des bayerischen Kurfürsten. Die lebhaften Farbtöne der Malerei bringen die Stuckdetails besser zur Geltung, und in den höheren Zonen erzeugen Fresken und Stuck, indem sie einander durchdringen, eine heitere und leicht bewegte Dekoration, deren Reichtum und Feinheit unerreicht sind. Die Überfülle von Motiven und Figuren, die Bewegung der Linien, die geschickte Durchbrechung der Oberflächen bieten dem Auge des Betrachters immer neue Überraschungen. Die in trompe l'oeil gemalten Deckengemälde scheinen sich in einen regenbogenfarbigen Himmel zu öffnen, den Engel fliegend durchheilen; sie tragen nicht wenig zu dem Eindruck beschwingter Heiterkeit bei, der von dem Kirchenraum ausgeht.

Schließlich ist auch der Erhaltungszustand ein perfekter. Die Farben haben ihre ursprüngliche Frische erhalten, nichts fehlt an dem Gesamtkunstwerk, das die Wieskirche darstellt: weder die glänzenden, asymmetrisch gestalteten schmiedeeisernen Chorgitter, noch die geschnitzten Kirchenbänke, noch die Kanzel, noch einer der eleganten Heiligen, die die Architektur bevölkern.

Eng verbunden mit der sie umgehenden Landschaft, ein vollkommenes Kunstwerk des Rokoko, entspricht die Wies voll und ganz zwei der bei einer Aufnahme in die Liste des Welterbes anzuwendenden Kriterien: Kriterium I (Meisterwerk menschlicher Schöpferkraft) und Kriterium III (außergewöhnliches Zeugnis einer untergegangenen Kultur).

(Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag, Mai 1983)

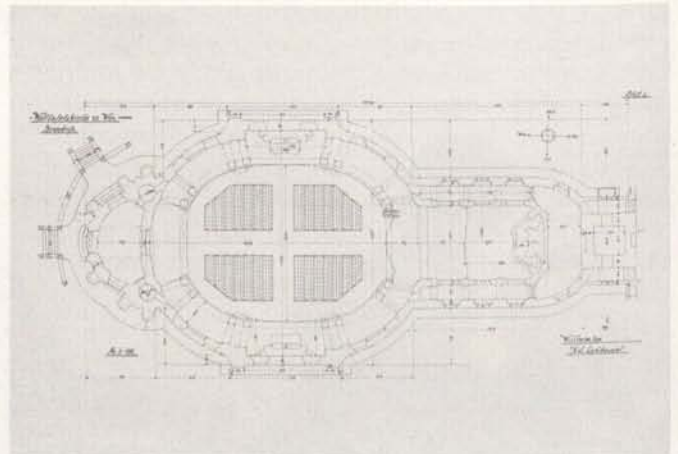
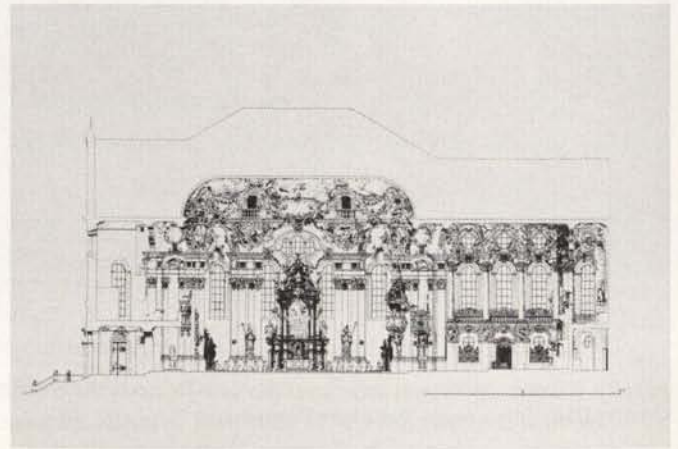
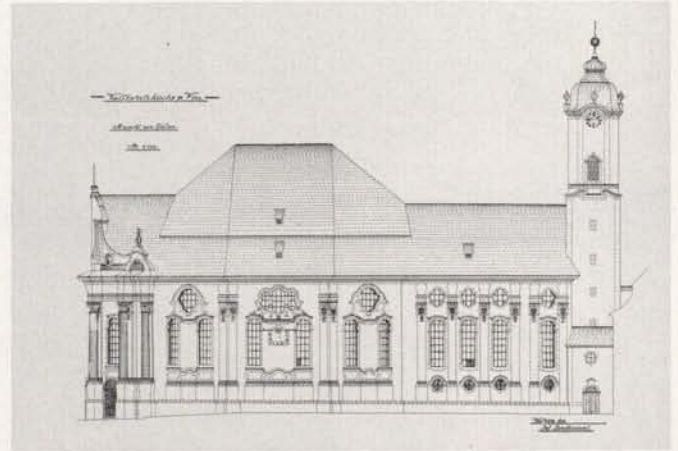


Abb. 27. Wieskirche, Aufriß der Südseite, Längsschnitt und Grundriß (Landbauamt Weilheim, Bauaufnahme um 1900).

Abb. 28. Wieskirche, Innenansicht der seit 1745 von Dominikus Zimmermann erbauten Wallfahrtskirche gegen Westen. ▷



## Die Restaurierung der Wieskirche

Die Wieskirche im oberbayerischen «Pfaffenwinkel» gehört mit der Altstadt von Bamberg und der Würzburger Residenz zu den bayerischen Baudenkmälern, die in der UNESCO-Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt vertreten sind. Die von Dominikus Zimmermann für das Prämonstratenserkloster Steingaden errichtete Wallfahrtskirche zum Gegeißelten Heiland gilt als Inbegriff des bayerischen Rokoko.

Der bereits unter Abt Hyazinth Gaßner (1729-45) begonnene Bau, zu dem Dominikus Zimmermann 1743 erste Projekte vorgelegt hatte, wurde unter Abt Marianus II. Mayr (1745-72) nach und nach ausgeführt – als erster Bauabschnitt der 1749 geweihte Chor, als zweiter Bauabschnitt der Gemeinderaum; der Kirchenbau wurde ab 1. September 1749 durch den Augsburger Weihbischof geweiht. Da man sich der weiteren Blüte der Wallfahrt und entsprechender Einnahmen nicht sicher war, hätte der Chor, ein zweigeschossiger Aufbau aus Arkaden und Emporen mit blaugrauen Stuckmarmorsäulen und dem Hochaltar aus rotem Stuckmarmor, nach der ursprünglichen Planung auch für sich allein bestehen können. Für den nach einer Bauunterbrechung dann doch seit 1750 errichteten Zentralbau hat Zimmermann seine bereits in der Wallfahrtskirche Steinhausen (Planung 1727, Weihe 1733) verwirklichte Idee des Ovalraums mit eingestellten Freisäulen aufgegriffen, allerdings neu interpretiert durch ein zwischen Halbkreise eingeschobenes, eine Art Querhaus mit Seitenaltären bildendes Rechteck. Außerdem wurden die Säulenstellungen von Steinhausen hier durch acht Freipfeilerpaare ersetzt, die über ihren Kämpfern und einer aufgelösten, reich stuckierten Zwischenzone das Spiegelgewölbe tragen.

Insgesamt präsentiert sich die Wies als ein filigranes architektonisches Gebilde, in dem auch die konstruktiv bedeutsamen Elemente – Zwickel, Scheidbögen und Gewölbeansätze – ebenso wie die Balkone über den mittleren Pfeilerpaaren des Zentralraums oder die kartuschenförmigen Durchbrechungen im Chor in das dekorative Spiel des Rokoko umgesetzt und zu einem die Deckenfresken und damit die ästhetischen wie inhaltlichen Schwerpunkte des Kirchenraums einbeziehenden «Gesamtbild» vereint sind.

Dieses Bild aber ist ganz wesentlich durch die besondere Art der Lichtführung bestimmt, wobei die äußere Raumzone im Hauptraum wie im Chor weniger als Umgang sondern als «Lichtschale» konzipiert ist. Den Abschluß des Zentralraums bildet das berühmte, bis zur Weihe 1754 vollendete Deckenfresko von Johann Baptist Zimmermann, dem Bruder des Architekten. Dargestellt ist hier der Himmel über der das Gericht erwartenden Erde, dazu im Altarraum das bis 1749 vollendete, von Zimmermann signierte Chorfresko mit der auf das Gnadenbild des Geißelheilands im Hochaltar bezogenen Darstellung der Leidenswerkzeuge. Im übrigen ist die Fassung des gesamten Innenraums der Wies mit der Tätigkeit des Steingadener Faßmalers Bernhard Ramis und seines Sohnes Judas Thaddäus Ramis zu verbinden, der in einer 1949 am nördlichen Seitenaltar entdeckten Urkunde nicht nur bezeugt, er habe zusammen mit seinem Vater 1758/59 die Seitenaltäre des Kistlers Dominikus Bergmüller (1756) und die Kirchenväterskulpturen von Anton Sturm (1753/54) gefaßt, sondern sich auch als der für den Altarraum verantwortliche Maler zu erkennen gibt.

Nachdem die in der Säkularisation von Abbruch bedrohte Wallfahrtskirche im 19. Jahrhundert, von kleineren Ausbesserungen abgesehen, glücklicherweise keiner «Restauration» unterzogen worden war, ist sie erstmals 1903/07 umfassend restauriert worden, und zwar nach einem 1901 erstellten Gutachten des kgl. Generalkonservatoriums, des heutigen Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, das sich bereits damals von streng konservatorischen Prinzipien leiten ließ: «Die Tönung der Stuccaturen und Wände bedarf ebenfalls nur der Ausbesserung ... Jedoch ist auch hier nirgends eine Neubemalung sondern nur eine Retusche der vorhandenen Farben vorzunehmen», heißt es da u. a. Die Deckenbilder wurden von dem Maler Anton Ranzinger restauriert, der jedoch hier – im Gegensatz zu seiner Arbeit in der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, wo er in den selben Jahren ganze Deckenbilder mehr oder weniger neu zu bemalen hatte – eher geringfügige Ausbesserungen am Hauptdeckenbild vornahm. Bei einer Teilrestaurierung 1949/50 hat man dann nur die Bereiche über den beiden Seitenaltären des Zentralraums sowie den Baldachin über dem Hauptaltar im Sinn einer Renovierung neu gefaßt. Auch in späteren Jahren wurden vor allem im Sockelbereich der Kirche einzelne Wandpartien renoviert und 1970 noch einmal Ausbesserungen an den Deckenbildern vorgenommen.

Einen zwingenden Anlaß für die zweite Gesamtrestaurierung der Wies nach der ersten Gesamtrestaurierung von 1903/07 boten erst die auch im Zusammenhang mit der häufigen Überfliegung durch Militärflugzeuge zu sehenden Schäden, die im Herbst 1984 aus Sorge um die Sicherheit der Besucher zur Schließung der Kirche führten. Im Frühjahr 1985 begann das Landbauamt Weilheim mit der Einrüstung des Innenraums und ließ eine erste Befunduntersuchung durch einen Restaurator erstellen. Vom Gerüst aus konnte mit einer umfassenden Schadensdokumentation und den bis Ende 1986 weitgehend abgeschlossenen, umfangreichen Voruntersuchungen der Werkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege begonnen werden. Dabei ging es zunächst um die Sicherung der absturzgefährdeten Stuckpartien, hohl liegenden Putzteile und gefährlichen Rißbildungen. Als Grundlage der Schadensdokumentation wurden neben einer photogrammetrischen Aufnahme des Inneren einzelne Schadensbereiche sowie der Dachstuhl vermessen. Dieses verformungsgerechte Aufmaß hält insbesondere die Rißbildungen am genauesten fest. Mit geodätischen Vermessungen wurde außerdem versucht, Aufschlüsse über die Bewegungen in der komplizierten Konstruktion der Gewölbezone zu erhalten: Die Schäden treten vor allem im Bereich oberhalb der Kämpferzone auf, wo die tief herabreichende Holzkonstruktion in das Mauerwerk übergeht – eine zimmermannsmäßig kunstvoll ausgeführte, aber etwa im Vergleich mit den massiven Gewölben der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen doch ziemlich fragile Konstruktion, die sich hier hinter dem «Himmel» der Wieskirche verbirgt. Die Untersuchung hat gezeigt, daß zwar das statische Gefüge in Ordnung ist, die bewegliche Konstruktion jedoch auf Winddruck, Überschallknall usw. reagiert. Vor allem die Alterung des die Stuckdekoration und den Putz tragenden Lattengerüsts, auch Korrosion der Nägel und Drähte, an denen die Stuckteile befestigt sind, haben zum heutigen Schadensbild beigetragen, dazu die Folgen früherer Was-



Abb. 29. Wieskirche, Gesamtansicht der Wallfahrtskirche von Norden.

sereinbrüche bei Schäden an der Verdachung, schließlich die enorme Beanspruchung durch mehr als eine Million Besucher im Jahr.

Bei den erst nach Aufstellung des Gerüsts möglichen Voruntersuchungen zeigte sich über die hier genannten Schäden hinaus ein zum Teil sehr unterschiedliches Schadensbild an der Raumfassung: Eine starke Verschmutzung der Oberflächen vor allem an den vorspringenden Teilen der Stukkaturen und Architekturgliederungen, Schäden durch Reinigung der Farbfassungen bei der Restaurierung der Jahrhundertwende, unsachge-

mäße Rißausbesserungen, falsche Farbgebung bei Übermalungen, wenig qualitätvolle Ausbesserungen und Retuschen der Stuckornamentik und der Architekturgliederung, unsachgemäße Ausbesserungen der weißen Wandfassung, sich abhebende Polimentvergoldungen des 18. Jahrhunderts am Stuck, abplatzende Versilberungen an den Flügeln der stuckierten Puttenköpfe der Kapitelle, Farbfassungen mit reduzierter Bindung zum Untergrund, Verschwärzungen an den originalen Vergoldungen und Versilberungen sowie Farbveränderungen an den lüstrierten Flächen.

Trotz der festgestellten Schäden hatten die Befunduntersuchungen an der Raumschale der Wies ein höchst erfreuliches Ergebnis: Vor allem der Chor besitzt noch heute weitestgehend die originale, von Bernhard und Judas Thaddäus Ramis geschaffene Fassung der Erbauungszeit. Im Gegensatz dazu wirkte der Zentralraum schon auf den ersten Blick stärker überarbeitet. Farbige Ergänzungen, Retuschen und die 1949/50 völlig überfaßten Partien in der Querachse traten deutlich hervor. Die originalen Polimentvergoldungen am Stuck wiesen Ausbesserungen in Mordant- bzw. in Leimtechnik auf. Ebenso waren die vergoldeten Brokatfelder und auch die Mehrzahl der lediglich farbig gemalten Brokatfelder überarbeitet.

Unabhängig von diesen vielfältigen Überarbeitungen zeigten die ersten Befunduntersuchungen im Zentralraum überraschend nicht eine, sondern zwei übereinander liegende farbige Stuckfassungen, die erste in Grün-, Gelb- und Rottönen ohne Vergoldungen, die zweite charakterisiert durch eine als «Leitmotiv» wirkende, im Chor nicht auftretende bläuliche Smaltefassung der Rocaillen. Dieses Smalteblau der zweiten Stuckfassung war geradezu eine «Modifarbe» der fünfziger und sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts, die etwa gleichzeitig auch im Münster von Zwiefalten oder in der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen verwendet wurde. Innerhalb der Umgangzone ist diesem hellblau gefaßten Stuck eine kühle hellrote Fassung gegenübergestellt, die einzelne Partien der Stuckornamente akzentuiert, sich dann vor allem als Farbe für die Fensterrahmungen findet, aber auch die Gurtbögen markiert. Die Felder in den Gurtbögen sind grün gefaßt. Die Kapitelle der Doppelpfeiler zeigen Puttenköpfe, deren versilberte Flügel rote bzw. gelbe Lüsterfassungen aufweisen.

Im weiteren Verlauf der Untersuchungen konnte nachgewiesen werden, daß es sich bei der hier beschriebenen zweiten Fassung nicht etwa um eine bei der Restaurierung von 1903/07 gewählte «Neurokoko»-Fassung handelt, sondern um eine offenbar nach der Weihe von 1754 erfolgte «Endredaktion» des 18. Jahrhunderts, mit der die ohne die teure Vergoldung wesentlich sparsamere erste Fassung übergangen wurde. Zahlreiche Indizien beweisen die Originalität dieser Fassung. Im Lauf der Durchführung der Restaurierungsarbeiten konnten von den Restauratoren dann auch für den scheinbar völlig einheitlichen Chor zwei Phasen festgestellt werden, wobei zunächst offenbar nur der obere Teil samt Goldfassung endgültig fertiggestellt war, während vom unteren Drittel der kartuschenförmigen Durchbrüche an wie im Zentralraum mit einer «Sparfassung» gearbeitet worden ist, die später durch zusätzliche Vergoldung und eine neue Farbfassung überarbeitet wurde – vielleicht gleichzeitig mit der zweiten Phase der Fassung des Zentralraums.

Weitere Hinweise brachten die vergleichenden naturwissenschaftlichen Untersuchungen der verschiedenen Farbfassungen. Dazu gehörte die Klärung von Pigmentveränderungen sich gegenseitig beeinflussender Farbschichten, die Analyse der Bindemittel und der Materialstrukturen. Die Ergebnisse der Analyse erlaubten eine Wertung und Einordnung der Fassungen, auch der zum Teil mit modernen Pigmenten wie Heliogenblau arbeitenden Überfassungen der Restaurierungen des 20. Jahrhunderts. Daß in den Querschiffen zwischen der ersten und der zweiten Phase der Fassung des 18. Jahrhunderts nicht die geringsten Spuren von Verschmutzung oder Patina feststellbar waren, war ein Indiz für die rasche zeitliche Aufeinanderfolge der «Erstfassung» der ersten Phase und der als «Endredaktion» erkannten Fassung der zweiten Phase, deren Erhaltung

nach diesen Erkenntnissen für das endgültige Restaurierungskonzept verbindlich sein mußte.

Zur Vorbereitung der Restaurierung gehörten nicht nur die Voruntersuchung, sondern auch Arbeitsmuster der Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. Damit sollten die Rahmenbedingungen für das vorgesehene Restauratorenteam, Zeitaufwand und Schwierigkeitsgrad erkundet sowie Konservierungsmaterialien und -methoden getestet werden. So wurden von der Staubabnahme bis zur Retusche die verschiedensten Arbeitstechniken erprobt. Dabei hat sich unter anderem eine schadensfreie Abnahme späterer Goldausbesserungen in Mordanttechnik als unmöglich erwiesen. Es mußte also versucht werden, den vorhandenen Bestand an Neuvergoldungen in die originale Farbfassung zu integrieren. Als sehr schwierig erwies sich auch eine Freilegung der 1949/50 völlig überarbeiteten originalen Fassungspartien. Qualität und Methodik der Freilegung mußten von Fall zu Fall überprüft, kontrolliert und in Beziehung zum übrigen Bestand gebracht werden, so daß im Ergebnis weitestgehend verlustfrei gearbeitet werden konnte. Auch eine Konservierung und Restaurierung der in weiten Bereichen unversehrten originalen Oberflächen war nur auf der Grundlage einer umfassenden Analyse von Befund, Bestand und Zustand des Originals möglich. Dabei erforderte zum Beispiel die Retusche der Farbfassung großes Einfühlungsvermögen in jedes Detail, aber auch einen Überblick über den Gesamtkomplex der Fassungs-systeme, um Fehlinterpretationen in Teilbereichen zu vermeiden.

Ergebnis der Arbeitsmuster war ein Leistungsprogramm, das die konsequente Konservierung der originalen Fassungen bzw. der vorhandenen Fassungs-systeme ebenso vorsah wie eine partielle Wiederherstellung verlorengegangener originaler Fassungs-partien. Eine derartige Kombination von Konservierung und Restaurierung sollte in allen Bereichen von der einfachen weißen Wandfassung bis zu den Vergoldungen ihre praktische Anwendung finden.

Die Arbeitsmethoden, mit denen nach diesem Konzept die Raumfassung der Wies restauriert werden sollte, sind im wesentlichen die selben wie bei der Konservierung und Restaurierung von Wandmalereien. In dem die Phase der Voruntersuchungen und vorbereitenden Maßnahmen abschließenden Gutachten vom 3. Februar 1987 forderte das Landesamt für Denkmalpflege unter Verzicht auf die üblichen Ausschreibungen und Vergaben an einzelne Firmen die Bildung einer vor allem aus Wandmalerei-Restauratoren zusammengesetzten Arbeitsgemeinschaft. Das Programm dieser Arbeitsgemeinschaft sollte unter anderem folgende Maßnahmen umfassen: Staubabnahme und vorsichtige Reinigung der gesamten Raumfassung, Konservierung der mit Metallauflagen versehenen Fassungs-bereiche, Retusche zerstörter Partien mit Metallauflagen, Sicherung der Farbfassung des Stucks sowie der Architekturgliederung, Freilegung und Retusche originaler Farbfassungen in Teilbereichen, Ergänzung von Farbfassung bzw. partieller Neuaufbau in Bereichen farbiger Fehlinterpretationen durch spätere Restaurierungen, Retusche von Fehlstellen innerhalb der Polimentvergoldung des 18. Jahrhunderts und Integration der neuen Goldausbesserungen auf Mordantbasis sowie der neuen Polimentvergoldungen, Kalklasuren auf bereits bei der Restaurierung 1903/07 oder später überfaßten Weißflächen.

Abb. 30. Wieskirche, Blick in den Chor, Hochaltar mit dem Gnadenbild des Geißelheilands in der Nische des Tabeinakelaufbaus. ▷





Daß die bei einem Restaurierungsvorhaben in Bayern in dieser Form bisher einzigartige Arbeitsgemeinschaft freiberuflicher Restauratoren trotz der sonst üblichen Ausschreibungs- und Vergabepraxis bei Staatsbauten durchgesetzt werden konnte, erweist sich rückblickend als Schlüssel zum Erfolg eines außergewöhnlichen Restaurierungsunternehmens – nicht nur unter dem Gesichtspunkt der bei diesem überragenden Kunstwerk geforderten Qualität, sondern auch unter Berücksichtigung der Kosten und des Zeitplans. Mit der bis zu dreißig Personen umfassenden Arbeitsgemeinschaft, mit weiteren freiberuflichen Wandrestauratoren und Möbelrestauratoren, den Mitarbeitern der Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, den Stukkatoren, Zimmerleuten, Gerüstbauern und Vertretern weiterer Gewerke waren in der Wies zeitweise insgesamt bis zu achtzig Personen tätig. Die unterschiedlichen Aufgaben dieses vom Landbauamt Weilheim koordinierten Teams mußten genau aufeinander abgestimmt sein, von den statischen Sicherungsmaßnahmen am Dachstuhl bis zur Restaurierung der von diesen Holzkonstruktionen gehaltenen «Dekoration».

Die Deckenfresken Johann Baptist Zimmermanns wurden im wesentlichen nur gereinigt und von starkem Pilzbefall befreit, einige Risse ausgebessert. Vor allem das Chorfresko war noch in ursprünglicher Frische und einem insgesamt optimalen Zustand erhalten, ebenso weitere Partien des Hauptbilds. Daß sich hier in einigen Bereichen die darunterliegende Lattung durchzeichnet, wurde hingenommen, da man selbstverständlich nichts übermalen wollte. Die Deckenfresken waren also nicht das entscheidende Problem in der Wies, sondern die Konservierung und Restaurierung der Rauffassung, wobei als erste Schritte die Reinigung sowie die Sicherung der Putzflächen und der Stuckornamentik vorausgingen. Dabei konnten im Zentralraum einige Partien der ersten Restaurierung von 1903/07 beibehalten werden. Einen Sonderfall stellte der Baldachin samt Draperie über dem Hochaltar dar. Diese Teile waren 1949/50 völlig neu gefaßt worden, während nur die ursprünglich vorhandene blaue Fassung mit einem Brokatmuster auf Grund von verschiedenen Indizien erschlossen und rekonstruiert werden konnte.

Insgesamt kann die konsequente Konservierung und Restaurierung der Fassung der Rauffassung der Wies durch das Restauratorenteam wohl als eine herausragende Leistung bezeichnet werden. Einzigartig auch deshalb, weil es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kaum noch eine Kirche mit einer vergleichsweise unberührten Originalfassung des 18. Jahrhunderts gibt, nachdem fast alle wichtigeren bayerischen Rokokokirchen bei den Restaurierungen früherer Jahrzehnte wenigstens einmal oder mehrfach überfaßt worden sind.

Auch für die Ausstattung der Wieskirche wurden differenzierte Restaurierungskonzepte entwickelt. Der Hochaltar, ein Stuckmarmorauflauf aus der Werkstatt Dominikus Zimmermanns, konnte erst fertig restauriert werden, als der Chor weitgehend ausgerüstet war. Eine besondere Substanzgefährdung war hier, abgesehen von Schäden an den Vergoldungen, nicht gegeben, und die von den Werkstätten des Landesamtes durchgeführten Maßnahmen beschränkten sich im wesentlichen auf Reinigungsarbeiten und Sicherung der gefaßten Partien und Konservierung der von Aegid Verhelst geschaffenen, weiß gefaßten Figuren. Ein ähnliches Konzept der Erhaltung und Sicherung des vorgegebenen Bestands galt für die beiden Seitenaltäre, wo die Figuren Anton Sturms im wesentlichen in der Fassung des 18. Jahrhunderts erhalten sind, während vor allem

der südliche Altaraufbau 1949/50 stark überarbeitet und weitgehend marmoriert worden war. Hier gelang es im Rahmen der Voruntersuchungen am nördlichen Seitenaltar, die Spuren des ursprünglichen polierten Überzugs aus Sandarakharz festzustellen und diesen Lack, der mit seinem perfekten Hochglanz das Erscheinungsbild dem Stuckmarmor des Hauptaltars angleichen sollte, zu rekonstruieren: Zum ersten Mal wurde hier wieder mit dieser im 18. Jahrhundert weit verbreiteten Technik gearbeitet. Auch der Hochaltar aus Stuckmarmor muß früher mit einem hochglänzenden Lack überzogen gewesen sein, der bei den früheren Restaurierungen entfernt wurde. Alle Stuckmarmorflächen in der Wies wurden nur gereinigt und «auffrottiert», aber nicht «gestuckt», mit Ausnahme des stark ausgegärteten Stuckmarmors der Pilaster des Chorumgangs.

Sehr problematisch waren die Befundsituationen und das Schadensbild an der Kanzel, einem ebenfalls in Stuckmarmor gearbeiteten zentralen Ausstattungstück der Wies, das so weit wie möglich auf das Erscheinungsbild des 18. Jahrhunderts zurückgeführt wurde. Auf allen Versilberungen zeigten sich hier farbige Lüstringen in Grün, Rot und Blau, ein schillerndes Spiel von changierenden Farben, die zum Teil freigelegt bzw. gereinigt und retuschiert wurden. Auch die berühmten Figuren der Kirchenväter von Anton Sturm mit ihrer ursprünglichen, polierten Weißfassung wurden ebenso sorgfältig konserviert wie die übrige Ausstattung, Orgel, Kommunionbank, Beichtstühle und das bei einer früheren Restaurierung abgelagte Gestühl, das wieder seinen ursprünglichen brauntonigen Überzug erhielt.

Seit 1988 wurde parallel zur Innenrestaurierung eine Restaurierung des Außenbaus der Wies vorbereitet, die, mit Ausnahme des Priesterhauses, ebenfalls bis Ende 1990 abgeschlossen werden konnte. Hier wurden die Ergebnisse einer Außenrenovierung von 1964/66 nach Befund korrigiert, so daß die Wies auch äußerlich wieder ihre ursprünglich intendierte «Fassung» mit blauen Abschattierungen hat. Nach einem höchst ungewöhnlichen Befund wurden die Fensterlaibungen außen gefaßt, in einem rötlichen Ocker, der offenbar die besondere Lichtwirkung im Innern verstärken sollte.

Beim feierlichen Gottesdienst anläßlich der Vollendung der Restaurierung am 5. Mai 1991 erstrahlte die Wieskirche nicht, wie es so oft heißt, «in neuem Glanz», sondern wieder in ihrem alten Glanz. Das Ergebnis einer derart spektakulären Restaurierung weist auf einen hohen Standard der bayerischen Denkmalpflege in Verbindung mit modernen Methoden vom verformungsgerechten Aufmaß bis zu der bei einer solchen Maßnahme unentbehrlichen begleitenden Dokumentation. Zugleich wurde der Beweis erbracht, daß nur ein streng konservatorisch-restauratorisches Konzept der ästhetischen Einheit dieses «Gesamtkunstwerks» gerecht werden kann. Und wenn man die Gutachten des Landesamtes von 1901 und von 1987 vergleicht, die in der für den Denkmalpfleger selbstverständlichen Grundtendenz des Bewahrens durchaus auf einer Linie liegen, so wird im Umgang mit einem der großartigsten bayerischen Baudenkmäler vielleicht auch ein Stück Geschichte der bayerischen Denkmalpflege sichtbar.

Michael Petzet

Abb. 31. Wieskirche, Deckenfresko von Johann Baptist Zimmermann im Hauptraum (vollendet bis zur Weihe 1754), Himmel mit Christus als Weltenrichter auf dem Regenbogen. ▷



# Schlösser Augustusburg und Falkenlust in Brühl

Als Meisterwerk des Rokoko ist Schloß Augustusburg unmittelbar mit der Geschichte der großen europäischen Architektur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbunden. Schon 1715 hatte Joseph Clemens von Bayern, Kurfürst von Köln, sich vorgenommen, in Brühl auf den Fundamenten einer mittelalterlichen Burg ein großes Residenzschloß zu erbauen, für das Robert de Cotte, als man ihn darauf ansprach, die Entwurfspläne gezeichnet hatte. Aber dieses Projekt wurde zunächst nicht weiter verfolgt. Der neue Kurfürst Clemens August, weniger frankophil als sein Vater, verwarf die Vorschläge Robert de Cottés und wandte sich 1725 an einen westfälischen Architekten, Johann Konrad Schlaun, um das Schloß zu erbauen, das seinen Namen erhielt. Schlaun war drei Jahre lang am Werk. Bevor er 1728 entlassen wurde, errichtete er, weniger schöpferisch als sparsam im Umgang mit der noch erhaltenen Bausubstanz, ein dreiflügeliges Gebäude, in das er die Ruine der mittelalterlichen Burg und ihren Nordturm einbezog.

Unter dem ihm folgenden Architekten verstärkte sich wieder der französische Einfluß. Aber François Cuvilliés, den der Kurfürst von Bayern seinem Bruder in Köln auslieh, verkörperte die Richtung, die vom Klassizismus Robert de Cottés weit entfernt war. Seit 1724 Hofbaumeister in München, war er vor allem ein Meister des Ornaments, der, ähnlich seinem Schüler Meissonnier, Asymmetrie und Erfindung zum System erhob. Seine barocken Neigungen, durch den Rocaillestil der Régence-Zeit belebt, waren in den Territorien des Reiches auf fruchtbaren Boden gefallen; dort, in Wien wie in München, triumphierte das Rokoko und ließ auf den Baustellen österreichische, bayerische, italienische und französische Künstler zusammenkommen.

Das aus dem glanzlosen Bauwerk Schlauns erfolgreich in zwanglose Kunst verwandelte Schloß Augustusburg und das aus dem Nichts geschaffene, blendende Jagdschloßchen Falkenlust gehören zu den besten Beispielen dieser, durch einen unerhörten künstlerischen Reichtum geprägten, internationalen Kunst.

Kernstück von Augustusburg ist die Treppe Balthasar Neumanns, die im Mittelflügel ihren Platz hat, ein Bravourstück, eine hinreißende Schöpfung, die in einer enthusiastischen Bewegung Marmor, Stuck, Jaspssäulen und Karyatiden davonträgt und in dem überwältigenden Deckenbild von Carlo Carlone gipfelt. Um sie herum gruppieren sich, in sinnvoll erdachter hierarchischer Ordnung, die Paradezimmer und die privaten Gemächer. Dem offiziellen Programm des «Neuen Großen Appartements» steht die intimere Dekoration des Sommerappartements mit seiner Wandverkleidung aus bemalten holländischen Kacheln gegenüber.

Das Lustschloß Falkenlust, mit polygonalem Mittelteil, in dem im Erdgeschoß ein ovaler Salon eingeschrieben ist, spricht dieselbe Sprache bezaubernder künstlerischer Freiheiten und Überraschungen. In der Kapelle schuf Laporterie, ein Künstler aus Bordeaux, eine staunenerregende Meeresgrotte, deren Wände er mit Muscheln und Mineralien verkleidete.

Die Gartenanlagen, die ursprünglich aus einem Guß waren, kontrastieren und ergänzen heute einander. In der Nähe von Augustusburg bemühte sich Dominique Girard, ein Schüler von Le Nôtre, um schickliche Anordnung sich häufender Freitreppen und symmetrisch einander entsprechender Teppichbeete, ähnlich wie in den Gärten von Nymphenburg, von Schleißheim

und in denen des Wiener Belvederes, die alle von ihm stammen. In der Nähe von Falkenlust dagegen soll die Landschaft, obwohl auch sie sehr bewußt gestaltet ist, den Eindruck des natürlich Gewachsenen vermitteln.

ICOMOS empfiehlt die Eintragung der Schlösser und der Gärten von Brühl in Anwendung der Kriterien II und IV. Kriterium II: Augustusburg und Falkenlust stellen die ersten bedeutenden Schöpfungen des Rokokostils in Deutschland dar. Sie waren über ein halbes Jahrhundert lang vorbildlich für eine Vielzahl deutscher Fürstenhöfe. – Kriterium IV: Wie die schon in die Liste des Welterbes eingetragene Würzburger Residenz sind auch die Schlösser und Gärten von Brühl ein herausragendes Beispiel der Schloßbaukunst des 18. Jahrhunderts.

Stellungnahme von ICOMOS  
zum Eintragungsvorschlag, Mai 1984

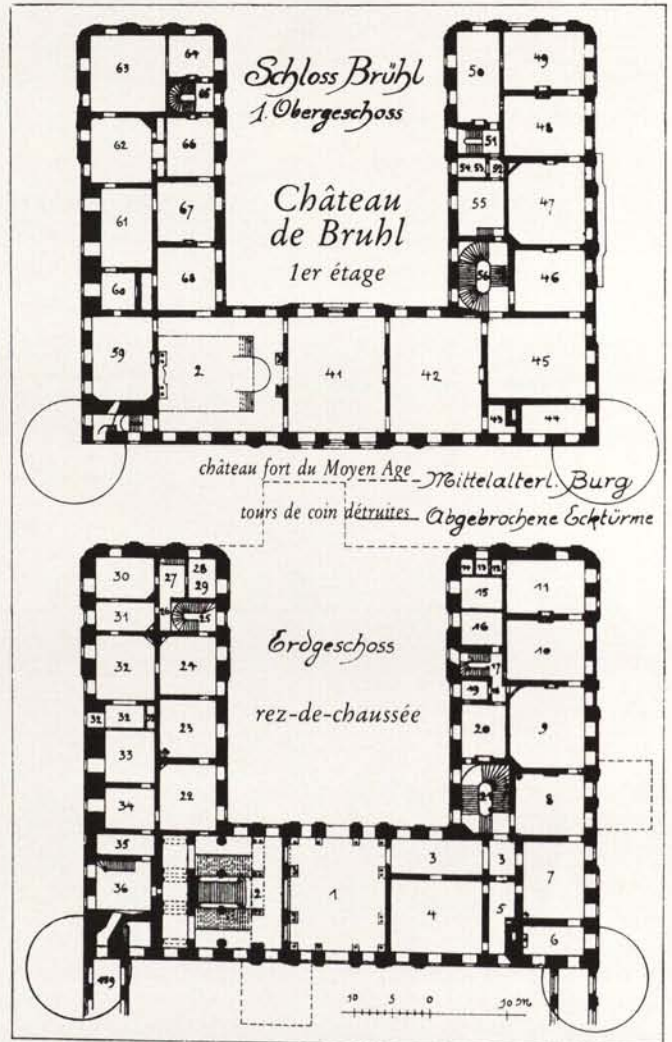


Abb. 32. Brühl, Schloß Augustusburg, Grundriß des Erdgeschosses und des ersten Obergeschosses.

Abb. 33. Brühl, Schloß Augustusburg, Blick von Südosten über das 1933/35 rekonstruierte Parterre und die Bosketts auf das Schloß.



## Zur Wiederherstellung des Gartenparterres von Schloß Augustusburg in Brühl

Schloß Augustusburg ist ein einzigartiges Zeugnis europäischen Kunstschaffens. Die Malereien, Stukkaturen, Schnitzereien und Kunstschmiedearbeiten im Inneren – Schöpfungen internationaler Künstler und Kunsthandwerker – zählen zu den Spitzenleistungen des 18. Jahrhunderts. Der Barockgarten ist heute eines der wenigen authentischen Beispiele klassischer französischer Gartenbaukunst außerhalb Frankreichs. Für die Restaurierung und Bauunterhaltung hat der Besitzer, das Land Nordrhein-Westfalen, von 1960 bis 1988 rund 38 Millionen DM aufgewendet. Zu den jüngsten Restaurierungsmaßnahmen zählen die Sicherung des Sommerspeisesaals mit seinem Fliesenschmuck (1985–1986), die Regenerierung des Gartenparterres (1984–1986) und die Neufassung des Hauptgebäudes (1986–1989).

Das Gartenparterre von Schloß Augustusburg in Brühl wurde 1933 bis 1935 durch die preußische Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten rekonstruiert. Als Grundlage für die Rekonstruktion des zweiteiligen Broderieparterres und der Rasenstücke bei der großen Fontaine diente der Originalplan Dominique Girards von 1728, der sich in Schloß Augustusburg befindet. Grabungen brachten damals die Fundamente der beiden Brunnen eines jeden Zierstücks zutage. Die Brunnen wurden ebenso erneuert wie die große Fontaine mit der Wassertreppe jenseits des Spiegelweihers, der sich an das Broderieparterre anschließt.

Zahlreiche Bombentreffer im Zweiten Weltkrieg beschädigten das Parterre erheblich. Die Ausbesserungen folgten nicht immer genau der Vorlage von Girard.

Um 1980 erwies sich eine Erneuerung der Zierbeete als unumgänglich, denn der Buchs der Ornamentpflanzungen zeigte akute Vergreisungserscheinungen; an zahllosen Stellen war er bereits verdorrt, so daß die Zeichnung der stickereiartigen Prunkbeete verloren zu gehen drohte.

Um das Parterre nicht gänzlich dem Verfall zu überlassen, versuchte die Schloßgärtnerei eine baumschulmäßige Regenerierung des Buchses. Fehlstellen wurden mit Jungpflanzen ergänzt, die aus ca. 30.000 Stecklingen von den besten Brühler Buchsbeständen herangezogen worden waren. Die gärtnerischen Pflege- und Erneuerungsmaßnahmen führten erfolgreich zu dem heutigen Bild eines völlig revitalisierten Parterres, dem bei entsprechender Pflege eine Überlebenschance von ca. 50 Jahren gegeben wird.

Das Rheinische Amt für Denkmalpflege erarbeitete für die Erneuerung des Parterres die kunst- und gartenhistorischen Grundlagen. Eine erneute Umzeichnung der Zierbeete nach dem Girardschen Plan erwies, daß bei der Rekonstruktion 1933/35 zahlreiche Einzelheiten des Ornamentbildes mißverstanden, vereinfacht oder gar nicht berücksichtigt worden waren. Vergrößerungen bei der Beseitigung der Kriegsschäden kamen hinzu. Die Erneuerungs- und Regenerierungsnotwendigkeit des Buchses bot die Chance, die Ornamentpflanzung nach Girards Entwurf so detailgenau wie möglich zu korrigieren.

Das Restaurierungsprogramm, durchgeführt im Auftrag des Landes Nordrhein-Westfalen durch das Staatshochbauamt Köln, begann 1984. Zunächst wurde das Becken der großen Fontaine mit der Wassertreppe zum Spiegelweiher erneuert und die Rasenstücke bei der großen Fontaine restauriert. Die Schloßgärtnerei begann mit den Korrekturpflanzungen an den Buchsornamenten des Parterres; dieser Arbeit widmeten sich die Schloßgärtner mit großem Einfühlungsvermögen in die historischen Formen.

Verloren gegangen war die Farbgestaltung des Parterres mit toten Materialien: Sand für die Grundfläche, zerstoßene Kohle zur Ausfüllung der Buchsornamente, roter Ziegelsplit für Einfaßstreifen. Dieses Farbenensemble brachte die Pracht der gepflanzten Zierornamente erst zur vollen Entfaltung. Bei der Erneuerung 1985/86 wurden aus Kosten- und Pflegegründen haltbarere Materialien gewählt, als sie der Barock verwendete: statt Sand feiner Kies, statt Kohle Basaltsplit.

Die Sommer- und Herbstblumen der Rabatten, die die Zierbeete rahmen, werden seit 1984 wieder in der historisch geforderten rhythmischen Anordnung gepflanzt. Zur Zeit überwiegen hierbei noch moderne Züchtungen; es ist vorgesehen, schrittweise Pflanzenarten des 18. Jahrhunderts einzubringen.

Heute präsentiert sich das Brühler Gartenparterre – neben dem von Schloß Schwetzingen – als das authentischste Beispiel eines französischen Gartens außerhalb Frankreichs.

Wilfried Hansmann

Der Text ist eine vom Autor selbst redigierte Kurzfassung eines Beitrags in: Denkmalpflege im Rheinland, Jg. 1985, Heft 2.

Abb. 34. Brühl, Schloß Augustusburg, Blick aus dem Vestibül in das von Balthasar Neumann entworfene, mit Stuckmarmor verkleidete Treppenhaus. ▷

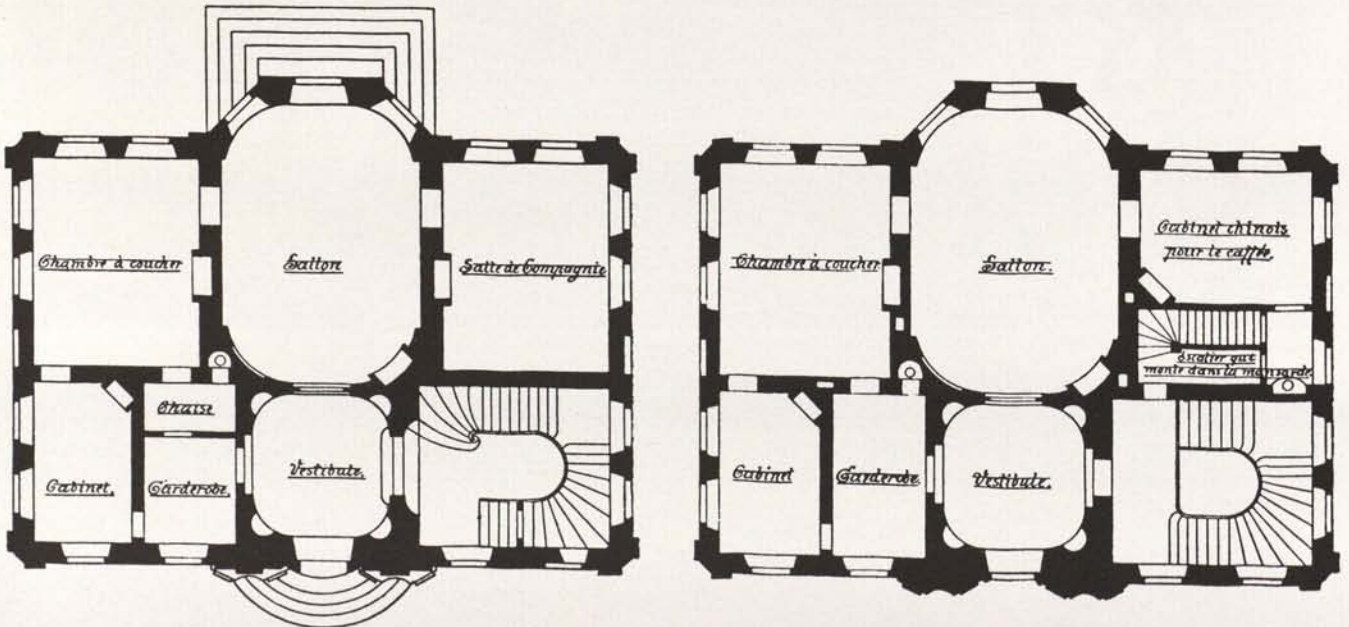




Abb. 35. Brühl, Schloß Falkenlust, erbaut als Jagdschloß nach Plänen von François Cuvilliers seit 1729.

Abb. 36. Brühl, Schloß Falkenlust, Blick zum Plafond des Treppenhauses mit Deckenstück von Castelli und Carlo Pietro Morsegno (1732) und Falkenjagdszenen in blauer Grisaillemalerei von Stephan Laurenz de la Roque, Wanddekoration aus blau-weißen Kacheln mit bayerischem Rautenwappen. ▷

Abb. 37. Brühl, Schloß Falkenlust, Grundrisse des Erdgeschosses und des Obergeschosses.







## Dom und St. Michael zu Hildesheim

Die beiden hochbedeutenden, räumlich einander nahen und geschichtlich nicht voneinander zu trennenden Kirchen legen ein außergewöhnliches Zeugnis von der religiösen Kunst der Romantik im Heiligen Römischen Reich ab.

Die ehemalige Benediktinerabteikirche St. Michael, 1010–1022 von Bischof Bernward von Hildesheim erbaut, ist eines der Schlüsselwerke der mittelalterlichen Kunst. Der Grundriß der doppelchörigen Basilika ist durch strenge Symmetrie gekennzeichnet: Zwei Chören, einem im Osten und einem im Westen, ist je ein weit über die Seitenschiffe hinaus vorspringendes Querhaus vorgeschaltet; an ihren Giebelseiten erheben sich beiderseits schlanke Rundtürme, die mit den gedrunghenen Vierungstürmen kontrastieren. Im Langhaus wechseln Viereckpfeiler mit paarweise gekuppelten, Würfelkapitelle tragenden Rundstützen ab. Dieser einem bis dahin unbekanntem Rhythmus folgende, den Aufriß des Mittelschiffs bestimmende Stützenwechsel war eine der erfolgreichsten Erfindungen der ottonischen und der romanischen Kunst.

Der Maria geweihte, nach einem Brand 1046 neu erbaute Dom besitzt noch seine ursprüngliche Krypta. Die räumliche Gliederung des Langhauses mit dem charakteristischen Wechsel von einem Pfeiler und zwei Säulen orientiert sich an der von St. Michael, doch ist die Höhe gegenüber der Breite stärker betont.

St. Michael und der Dom bewahren eine außergewöhnlich große Zahl von historischen Ausstattungsstücken, die zusammen genommen einen einzigartigen Überblick über die Gestaltung und die Verteilung der Einrichtung einer Kirche, wie sie in romanischer Zeit üblich war, gewähren.

Hierzu gehören vor allem die 1015 datierten, Szenen aus der Schöpfungsgeschichte und aus dem Leben Christi darstellenden Bronzetüren und die Bronzesäule von etwa 1020, deren nach dem Vorbild der Trajansäule spiralförmig angeordnete Reliefbilder Episoden aus dem Neuen Testament zum Gegenstand haben. Diese beiden außergewöhnlichen Werke der Gießkunst, die ersten bedeutenden seit der Antike, waren von Bischof Bernward von Hildesheim in Auftrag gegeben worden und werden heute im Dom aufbewahrt.

Zu den erwähnten Ausstattungsstücken gehören ferner – um nur die wichtigsten zu nennen – die Lichtkrone Bischof Hezilos (1054–1079) und das Taufbecken Bischof Conrads (um 1225/30) aus vergoldeter Bronze im Dom.

Schließlich gehören hierzu, in St. Michael, die bemalten Stuckreliefs der Chorschranken und vor allem die erstaunliche, 27,8 m lange und 8,7 m breite bemalte Holzdecke, die das Mittelschiff abschließt und die Wurzel Jesse darstellt. Diese beiden Werke wurden nach der Heiligsprechung Bischof Bernwards im Jahr 1192 angefertigt, die Stuckreliefs in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts, die Decke um 1230. Die aus 1300 Einzelstücken bestehende Decke ist, zusammen mit der von Zillis (Schweiz), das einzige erhaltene Beispiel eines solchen, in höchstem Maß gefährdeten Werkes. Sie konnte 1943 geborgen und dadurch gerettet werden.

ICOMOS hatte 1982 starke Bedenken gegen die damals gewählte Form des Antrags, Hildesheim in die Liste des Welterbes

aufzunehmen, geäußert. Es begrüßt nunmehr auf das Wärmste den neuen Eintragungsvorschlag.

Sankt Michael und der Dom von Hildesheim verdienen in der Tat aus mehreren Gründen, in die Liste des Welterbes aufgenommen zu werden, weil sie

Kriterium I: «eine einzigartige künstlerische Leistung darstellen» (dieses Kriterium gilt vor allem für die Bronzegüsse Bischof Bernwards und die bemalte Decke)

Kriterium II: «großen Einfluß ... auf die Entwicklung der Architektur ausgeübt haben» (dieses Kriterium kann vor allem auf St. Michael angewendet werden)

Kriterium III: «ein außergewöhnliches Zeugnis von einer untergegangenen Kultur ablegen». Die beiden Gebäude und die zu ihnen gehörenden Kunstschatze vermitteln in der Tat unter allen, die hier noch in Frage kämen, den umfassendsten und unmittelbarsten Zugang zum Verständnis der Einrichtung romanischer Kirchen im christlichen Abendland.

(Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag, Juli 1985)

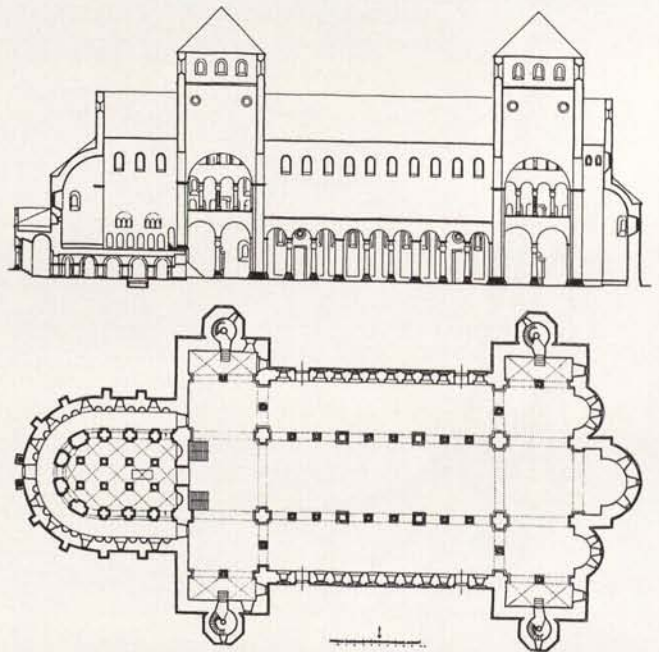


Abb. 38. St. Michael in Hildesheim, Längsschnitt und Grundriß der 1010–1022 von Bischof Bernward erbauten Kirche (Rekonstruktion von Beseler-Roggenkamp).

Abb. 39. St. Michael in Hildesheim, Innenansicht gegen Westen nach der bis 1960 mit dem Wiedereinbau der bemalten romanischen Holzdecke (Darstellung der Wurzel Jesse) abgeschlossenen Wiederherstellung.



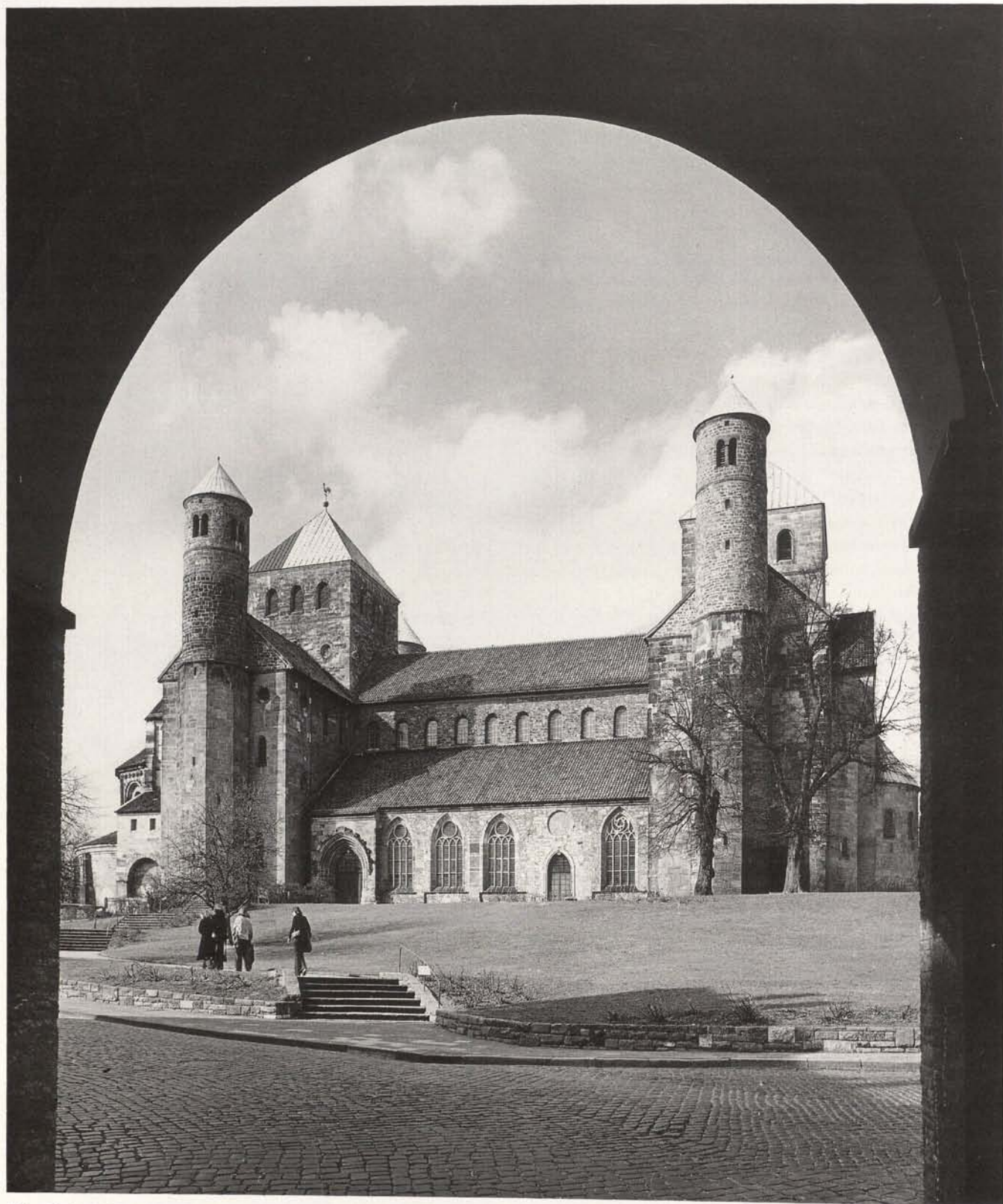


Abb. 40. St. Michael in Hildesheim, Ansicht von Süden, nach den schweren Kriegszerstörungen von 1945 Wiederaufbau im Sinn der ursprünglichen ottonischen Baukonzeption mit dem Mitte des 17. Jahrhunderts abgebrochenen Ostchor und den Vierungstürmen.

## Zur Bedeutung von St. Michael in Hildesheim

Die ehemalige Benediktinerkirche St. Michael wurde von Bernard, Bischof von Hildesheim, 1010–1022 erbaut. Veränderungen erfolgten mehrmals. Im 17. Jahrhundert betrafen diese besonders die Ostapsiden, die völlig verschwanden. Seit dem 19. Jahrhundert erstrebte man die Wiederherstellung der ottonischen Urform. Die Eingriffe des 17.–18. Jahrhunderts wollte man möglichst beseitigen, aber die Resultate waren ungenügend.

1945 kam es zu schweren Kriegsbeschädigungen. Namentlich Decken und Dächer gingen unter, und nördliche Teile des westlichen Querhauses. 1947/60 erfolgte eine Wiederherstellung. 1943 war die einzigartige Holzdecke des Mittelschiffs aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts geborgen worden. Sie wurde, aus 1300 Teilen bestehend, wieder eingebaut.

Die Restaurierung verfolgte konsequent das Ziel, den ursprünglichen Bau mit den Zutaten und Veränderungen des 13. Jahrhunderts wiederherzustellen.

Im Verein mit den Stuckierungen und Kapitellen des 12. Jahrhunderts wie in den Chorschränken der Zeit um 1230 war es möglich, ja geboten, den früheren Charakter anzustreben. Von der ursprünglichen Farbbehandlung der Wände war wenig wiederzuerkennen. Doch überzeugte der rot-weiße Schichten- bzw. Farbwechsel der Frühzeit und diente als Vorbild für eine allerdings zu deckend und schematisch ausgefallene neue Wandbehandlung. Im Äußeren kam es zum Neubau

Abb. 41. Dom zu Hildesheim, Ansicht von Südosten mit Westwerk, dreischiffige Basilika erbaut nach einem Brand von 1046 (Weihe 1061), durch gotische Seitenkapellen erweitert, nach schweren Kriegsschäden von 1945 bis 1960 wiederhergestellt.



der drei Ostapsiden wie des westlichen Vierungsturmes, alles dies im 17. Jahrhundert verschwunden. Grabungen und zuverlässige Abbildungen des Zustands vor den Eingriffen des 17. Jahrhunderts ermöglichten die Rekonstruktion. Namentlich in der Ostpartie konnte man u. a. Vermauerungen entfernen, wie man dort auch den Vierungsturm «im romanischen Sinne» gestaltete.

Trotz aller Einschränkungen ist die grundsätzliche Haltung der Restaurierung zu bejahen. Die zerstörten Zutaten der nachromanischen Epochen waren im eigentlichen Kirchenraum nicht mehr zurückzugewinnen. Das Wiederfreimachen verstellter Öffnungen gibt dem Innern auch durch einige Ergänzungen jenen einmaligen Charakter wieder, den der beste Interpret, Hans Jantzen, derart umschreibt: «Angesichts der künstlerischen Mittel in St. Michael ist man versucht, von absoluter Architektur zu sprechen, insofern der Eindruck ausschließlich aus der vollkommenen Beherrschung architektonischer Verhältnisse zu entspringen scheint.» Als ein Höhepunkt der ottonischen Architektur und als einzigartig in der europäischen Baukunst wird denn auch St. Michael nach dem Wiederaufbau in den wissenschaftlichen Standardwerken aufgeführt.

Zu dieser entschiedenen Verkörperung der Architektur tritt noch die sonst selten wiederzuerlebende des Bauherrn: In Bernard von Hildesheim, 1193 heilig gesprochen, sieht man mit Recht «einen der wichtigsten Träger der ottonischen künstleri-

Abb. 42. St. Michael in Hildesheim, Blick in das südwestliche Querschiff.

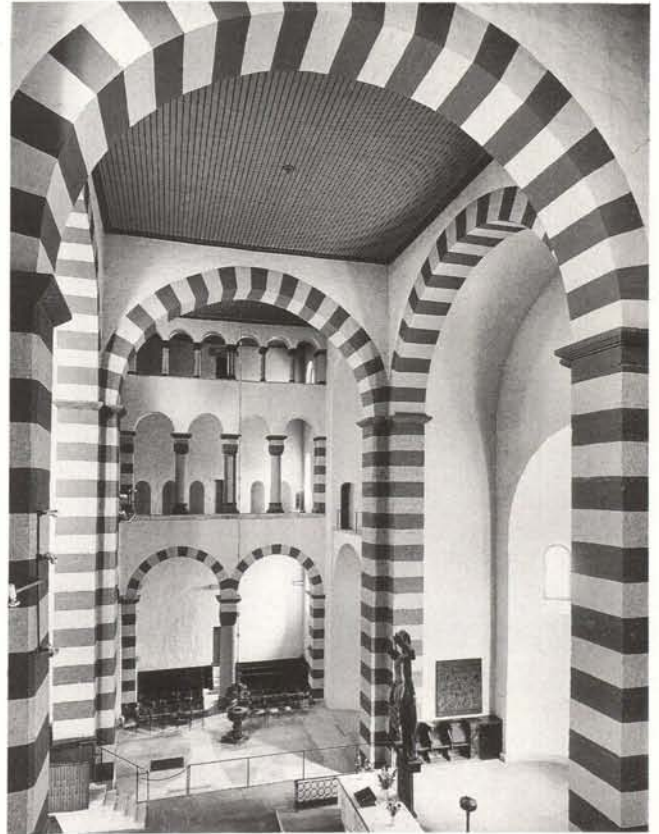




Abb. 43. Dom zu Hildesheim, Bronzetüren des Bischofs Bernward, 1015.

schen Kultur» (Jantzen). Erzieher des jungen späteren Kaisers Otto III., konzentrierte er auf St. Michael in Hildesheim seine außerordentliche künstlerische Kraft. Man hat ihn zu Recht im Rang der Persönlichkeit mit Abt Suger von St. Denis verglichen. Als Grabkirche für Bernward bestimmt, bewahrt der Bau noch seinen Sarkophag, die Gruftplatte und die spätere Grabplatte. Mit den Kunstwerken Bernwards, die sich – wie die einzigartigen Bronzetürflügel – jetzt im Hildesheimer Dom befinden, und mit den durch die Überlieferung gesicherten Objekten verbinden sich die literarisch fest umrissenen Äußerungen seiner Kunstauffassung bis zur Bevorzugung des rot-weißen Farbwechsels. Er war eine der größten abendländischen Gestalten der Kunst um die Wende des ersten nachchristlichen Jahrtausends.

Auch als ein solches Gesamtkunstwerk besitzt St. Michael Weltrang. Alle Einbußen, Veränderungen, Wiederherstellungen vermochten es nicht, seinen Grundcharakter zu zerstören und ihm den Rang eines Schöpfungsbaus zu nehmen. Auch dies verlangt nach dessen Eingliederung unter die Elite des kulturellen Erbes der Welt.

Werner Bornheim gen. Schilling

Gekürzte Fassung eines Gutachtens, das nach der ablehnenden Stellungnahme von ICOMOS zum ersten, 1981 vorgelegten Eintragungsvorschlag angefertigt wurde. Literaturhinweise bei Johannes Sommer, St. Michael zu Hildesheim, Königstein/Taunus 1978.

#### Hildesheim, ein Zentrum ottonischer Kultur

Den Höhepunkt künstlerischen Schaffens im ottonischen Hildesheim bilden die Bronzarbeiten, die sich mit den Bauten Bischof Bernwards verbinden: Die Christussäule aus St. Michael (Abb. 44) und die monumentalen Türflügel des Domes (Abb. 43). Deren Entstehung ist inschriftlich für 1015 gesichert. Auf dem Tor werden je acht Szenen der Genesis von der Erschaffung Adams bis zum Mord an Abel mit ebensovielen Darstellungen aus dem Neuen Testament von der Verkündigung an Maria bis zur Erscheinung des Auferstandenen vor Maria von Magdala einander gegenübergestellt. In gleicher Weise ist die in Zedernholz gearbeitete frühchristliche Türgestaltung von S. Sabina in Rom angelegt, die Bischof Bernward bei seinem Aufenthalt in der Ewigen Stadt 1000/1001 wohl kennenlernte. Die Gliederung ist in Hildesheim gegenüber der spätantiken Anregung wesentlich gestrafft, indem je vier knapp horizontal begrenzte Felder durch einen breiten Rahmen zusammengefaßt werden und so für jeden Flügel zwei hochrechteckige Füllungen entstehen. Auffällig ist der Verzicht auf jegliches Flächenornament. Das Relief ist, auch dies ist ein neuer Zug, zum Teil bis zu vollrunder Ausbildung von Körperteilen gesteigert. So gelingt es, die wenigen Gestalten durch expressive Haltung und prägnante Bewegung zu einprägsamen, den Inhalt unmittelbar veranschaulichenden Kompositionen zusammenzuschließen. Im Vergleich mit karolingischen Handschriften, die mit ihren Streifenbildern anregend gewirkt haben mögen, wird die schöpferische Eigenart deutlich. Sucht man ähnliche Intensität körperhafter Modellierung, dann sind Fragmente gleichzeitiger Monumentalskulpturen aus St. Pantaleon in Köln nächstverwandt.

Diese Vergleiche charakterisieren die Weltläufigkeit, die wir bei Auftraggeber und Künstlern voraussetzen müssen. Ange-

sichts der Säule von St. Michael wird dies nur bestätigt (Abb. 44). Schon der Typus der spiralig von einem Bildband umwundenen Säule stellt die Assoziation römischer Kaiserdenkmale her. Die Folge von Taten Christi steigt nach links aufwärts von der Taufe im Jordan bis zum Einzug in Jerusalem. An die Stelle markanter Felder bei den Türen tritt die Rhythmik erzählerischen Flusses als Prinzip der Komposition. Dem entspricht ein an die Fläche gebundener Reliefstil ohne alle sich vom Grund lösenden Details. Dementsprechend auch ist die Gestik zurückgenommen, die Expressivität in die Dynamik der Gruppierung verlegt. Die Formgebung ist andeutender, arbeitet verstärkt mit sicherer Zeichnung der über den Körper gespannten Gewänder. Karolingische Elfenbeintafeln sieht die Forschung hier anregend wirksam.

Beachtenswert übrigens nicht zuletzt die technische Leistung: Türflügel und Säulentrommel sind im Wachsauuschmelzverfahren in einem Stück gegossen. Sie folgen darin Türen des Aachener Münsters karolingischer und des Mainzer Doms ottonischer Zeit, während byzantinische und spätere romanische Bronzeportale gegossene Tafeln und Rahmen auf Holzflügeln montieren. Die Seltenheit vergleichbarer Werke, aber auch überarbeitete Gußfehler unterstreichen Schwierigkeit, aber auch Selbstbewußtsein und Können der Urheber.

Ähnlich wie Bischof Bernward und seine Mitarbeiter in den vorgestellten Bildwerken eine Summe der künstlerischen und technischen Leistungsfähigkeit der Zeit zogen, taten sie dies auch in der Architektur mit dem Bau von St. Michael. Wenn wir uns bewußt sind, daß Bernward mit Großbauten Italiens und Frankreichs bekannt war, tritt das Eigene der ottonischen, aber auch der Hildesheimer Baukunst hervor. Die Ausgewogenheit des Baukörpers aus dem zwischen die Vierungstürme eingespannten Langhaus, den vorgelegten Querflügeln mit deren akzentuierenden Treppentürmen, wird in eine verhaltene Bewegung umgedeutet, indem dem knapp ausgebildeten Altarhaus im Osten das über der Krypta hochgelegene Presbyterium im Westen antwortet. Sie klingt nach in dem Rhythmus des Stützenwechsels im Langhaus, in der Abstufung der Emporenarkaden der Querhäuser, letztlich in der verbindlichen Ausformung des romanischen Würfelkapitells. Der hier erreichte Rang war offenbar auch den mittelalterlichen Menschen bewußt, ist doch

nach der Überlieferung die Heiligsprechung Bischof Bernwards 1192 durch den tiefen Eindruck, den seine Grabeskirche auf einen durchreisenden päpstlichen Legaten machte, letztlich aufgelöst worden. Einem solchen Urteil hat unsere Zeit nichts hinzuzufügen, wohl aber eine Verpflichtung zu entnehmen.

Urs Boeck



Abb. 44. Dom zu Hildesheim, Christussäule im südlichen Querhaus, Bronzezug um 1020, von Bischof Bernward für die Michaeliskirche geschaffen.

## 150 Jahre Denkmalpflege an Dom und St. Michael in Hildesheim

Mit der Aufnahme in die Liste des Kulturerbes der Welt 1985 wurden zwei hochrangige Kulturdenkmale gewürdigt, zugleich aber auch 150 Jahre Denkmalpflege anerkannt. Das 19. Jahrhundert, an dessen Beginn die Säkularisation der Kirchengüter stand, machte sich um die Überlieferung der brüchigen Substanz verdient. 1840/49 erfolgte am Dom die Erneuerung des Westwerks. Zwei profilierte Architekten arbeiteten an St. Michaelis, 1855 bis 1857 Conrad Wilhelm Hase, 1907 bis 1910 Karl Mohrmann. Die durchgreifenden Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges trafen beide Kirchen hart. Während am Dom bis zur Weihe 1960 Langschiff und Querhaus ergänzt und ein neues

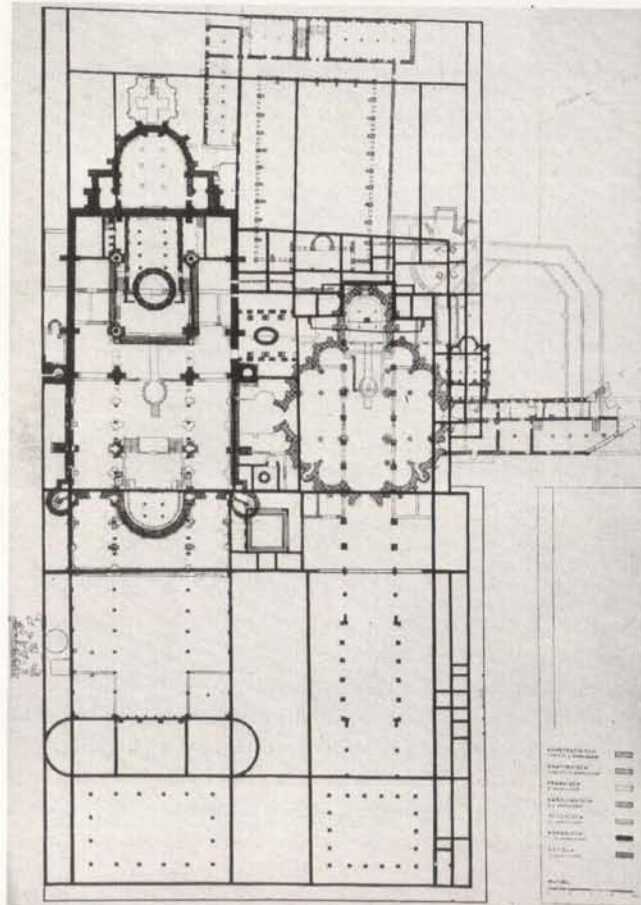
Westwerk geschaffen wurden, wurde an St. Michaelis bis zum gleichen Jahr eine Wiedergewinnung der ottonischen Baukonzeption versucht, vor allem durch Ausbau der seit dem 17. Jahrhundert verlorenen Vierungstürme und Ostapsiden, und unter Verzicht auf eine Wiederherstellung des baufälligen barocken Ostturms; 1979 wurde die Westkrypta als Gedenkstätte für den heiligen Bernward vorsichtig umgestaltet, 1986 die Deckenmalereien einer restauratorischen Sicherung unterzogen. Im Dom wurde 1988 die Restaurierung des Azzelin-Leuchters abgeschlossen.

Urs Boeck

## Römerbauten (mit Igeler Säule), Dom St. Peter und Liebfrauenkirche in Trier

Wenn Trier bisweilen «das zweite Rom» genannt wird, kann es diese Bezeichnung zwar erst nach der Teilung des Reiches durch Diokletian (286) und der Einführung der Tetrarchie (293) in Anspruch nehmen; doch die unter dem Namen Colonia Augusta Treverorum (nach dem von Cäsar unterworfenen keltischen Volksstamm der Treverer) gegründete Stadt hatte schon lang vor diesem Zeitpunkt eine ungewöhnliche Entwicklung genommen. Der ursprüngliche Siedlungskern der Stadt, deren regelmäßig angelegte *insulae* zum größten Teil unter der Herrschaft von Kaiser Claudius (41–54 n. Chr.) bebaut worden waren, hatte sich schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts so weit ausgedehnt, daß man eine 6500 m lange Stadtmauer mit mehr als 47 Wehrtürmen errichten konnte. Sie umschloß im Süden die Handwerkerviertel und die ersten Thermen, im Osten das in Verlängerung des *decumanus maximus* erbaute Amphitheater und wahrscheinlich auch schon ein Hippodrom (Kampfbahn für Wagenrennen). Etwa um dieselbe Zeit wie die Stadtmauer wurde in westlicher Verlängerung des *decumanus* eine Brücke über die Mosel aus Sandstein und Basalt errichtet, als Ersatz für eine ältere Brücke, deren Fundamente man aufgefunden hat.

Abb. 45. Trier, Mauern und Fundamente der spätantiken Doppelkirchenanlage mit den Grundrissen von Dom und Liebfrauenkirche (Plan von Th. K. Kempf).



Außerhalb der Ummauerung, vor allem im Norden und Süden, entwickelten sich rasch ausgedehnte Gräberfelder. Die im Rheinischen Landesmuseum aufbewahrten Stelen und Pfeilergräber und die Igeler Säule, das in situ in einem kleinen Dorf südwestlich Trier erhaltene Grabmal der Tuchhändlerfamilie der Secundinier, bezeugen zum einen den wirtschaftlichen Reichtum der Stadt und ihre Bedeutung als Handelsplatz mit Verbindungen nach Mailand, Lyon und Bordeaux, zum anderen die Tätigkeit einer ortsansässigen Bildhauerwerkstatt von ausgeprägter Eigenart.

Zum ersten Mal Hauptstadt wurde Trier zwischen 258 und 268, als Postumus dort seinen Wohnsitz nahm, um den Franken und Alemannen, die den Limes bedrohten, zu begegnen. Nach der Reichsteilung 293 ließ sich Constantius Chlorus, dem Gallien und Britannien zugefallen waren, in Trier nieder und machte es damit auf Dauer zur Residenzstadt. Sein Sohn Konstantin entwarf 306 für die Stadt, die nun Treveris hieß, ein ehrgeiziges Aufbauprogramm: Das wiederhergestellte Amphitheater, zwei Thermen, der Circus maximus und die Baureste eines riesigen Kaiserpalastes, für dessen Anlage die Bebauung zweier *insulae* zerstört wurde, bezeugen eine klare politische Entscheidung auf der Grundlage eines neuen, durch die Vierteilung des Reiches gewonnenen Gleichgewichts.

Die Gründung Konstantinopels 330 änderte nichts an dieser neuen politischen Situation. Konstantin wählte Trier, als er 326 die zwanzigjährige Wiederkehr seiner Thronbesteigung feierte; er ließ zur Erinnerung daran die Doppelbasilika errichten, deren Nachfolgebauten Dom und Liebfrauenkirche sind. Nach dem Tod des großen Kaisers 337 blieb Trier der Wohnsitz seines Sohnes Konstantin II., dann der Valentinians und Gratians. Es war nicht nur eine der vier Hauptstädte des Reichs, sondern auch Sitz der Präfektur Gallien, eines riesigen Verwaltungsgebietes, der sich vom Germanischen Limes bis zum Atlantik und vom Hadrianswall bis an die Grenzen Mauretaniens erstreckte. Am Hof und an der Präfektur sammelten sich Einwohner aus den südlichen Provinzen, unter ihnen der aus Bordeaux kommende Ausonius, ein Vertrauter Gratians. Seit der Regierung Konstantins hatte Trier eine führende Rolle bei der Verbreitung des Christentums geführt: Laktanz war hier um 325 gestorben, der Erzieher des Kronprinzen Crispus; der hl. Hieronymus, der hl. Ambrosius und der hl. Martin von Tours hielten sich hier auf. Bedeutende, aus Aquitanien stammende Geistliche, Maximin, Paulin, Leontius, trugen zum Ruhm des bischöflichen Stuhles bei, den 328 Agritius aus Antiochien gegründet hatte.

Mit der Invasion der Goten begann der Niedergang Triers: Die Kaiserresidenz wurde nach Mailand verlegt, der Sitz der Präfektur Gallien nach Arles. Aber die historische Kontinuität blieb bestimmend für die Entwicklung der Stadt. Der Stadtplan geht in seinen Grundzügen auf die im 2. Jahrhundert getroffene

Abb. 46. Trier, Porta Nigra (erbaut 270/80 n. Chr., zur Kirche umgebaut 1037–1042), Ansicht der Feldseite, links der um 1140 angebaute Chor.









Abb. 49. Trier, Porta Nigra als Simeonstiftskirche, Kupferstich von C. Merian um 1660, Stadtseite: das Erdgeschoß hinter einer Aufschüttung mit Treppenanlage, rechts der um 1140 angebaute Chor.

Abb. 50. Trier, Porta Nigra, Stadtseite.



## Die Restaurierung der Igeler Säule

1985 und 1986 wurde die Igeler Säule in Igel (Kreis Trier-Saarburg) restauriert. Sie ist ein durch seine monumentale Höhe von 23 m und durch seinen reichen Reliefschmuck in Mitteleuropa einzigartiges Denkmal römischer Kultur. Das Monument wurde um 250 n. Chr. von der Familie der Secundinier errichtet, einer Großgrundbesitzer- und Tuchhändlerdynastie, die vermutlich in unmittelbarer Nähe ihre Villa hatte. Die Igeler Säule ist ein Pfeilergrabdenkmal in der Nähe von Bestattungen; sie diente nicht als Grabbau.

In erster Linie familiärem Totengedenken geweiht, spiegelt die Thematik der Reliefs die synkretistische Heroen- und Götterwelt der römischen Spätantike. Hinzu kommen aber auch Szenen aus der Lebens- und Arbeitswelt einer wohlhabenden Trevererfamilie, die von der fremden Kolonialmacht materiell und kulturell profitierte. Die in Spuren nachweisbare und anlässlich der Restaurierung analysierte leuchtende Farbfassung des Monuments dürfte aber auch eine wirkungsvolle Reklame an der Handelsstraße von Trier nach Metz gewesen sein, die für wirtschaftliche Unternehmungen der Secundinier warb.

Da man im Mittelalter das Hauptrelief als Vermählung der hl. Helena mit dem Imperator Constantius Chlorus interpretierte, blieb die Igeler Säule unzerstört, auch wenn ihre Metallverklammerungen ausgebrochen und geplündert wurden. Ver-

mutlich waren es Grabräuber, die große Breschen in das Monument trieben und die dann die Vergeblichkeit ihres Tuns einsehen mußten.

In einer ersten Restaurierungsmaßnahme ließ 1765 der luxemburgische Architekt und Antiquar Theodore Rorent diese Ausbrüche schließen. Vermutlich bewahrte dies die Igeler Säule vor dem Einsturz. Eine Beschreibung aus dem Jahre 1829 von Carl Osterwald erwähnt schwere Verwitterungsschäden an der Oberfläche der Reliefs, die damals der Dorfjugend von Igel als Ziel für Steinwürfe und Flintenschüsse dienten. Das beschriebene Schadensbild gleicht bereits im Prinzip dem, das 1985 vorgefunden wurde: «Viele Werkstücke haben aller Einwirkung Trotz geboten, andere sind in dünne Schalen ausgelöst, noch andere haben sich bis auf eine gewisse Tiefe in Sand aufgelöst».

Auch die Restaurierungsmaßnahmen von 1879 und 1907/08 waren von dem Unvermögen gekennzeichnet, den Zerfall des gelben, in der Nähe anstehenden Sandsteins aufzuhalten. Man füllte die tiefen Löcher in den Reliefs mit Zement und farblich nicht passenden Rotsandsteinbrocken. Die Bekrönung und die zerbröckelnden Gesimse erhielten Bleiabdeckungen, die vor dem eindringenden Regenwasser schützen sollten, die aber auch das Monument entstellten.

Nach der Einrüstung und der Entfernung der Bleiabdeckungen im Jahre 1985 zeigte sich, daß der Steinzerfall wesentlich weiter fortgeschritten war, als man vorher annahm. Fast überall mußten abplatzende und hohlliegende Sandsteinschichten und absandende Steinoberflächen festgestellt werden. Eindringendes Regenwasser hatte Frostsprengungen verursacht. Die fragmentarisch erhaltene Bekrönung der Igeler Säule stellte einst den Raub Ganymeds durch den Adler des Jupiter dar. Erhalten blieben ein monumentaler Pinienzapfen, der die Gruppe trug, sowie große Teile des Adlers mit weit ausgebreiteten Flügeln und Gewandreeste des Hirtenknaben. Nach Entfernung der Bleiabdeckungen, die den Adler und den Pinienzapfen wie ein Regenmantel entstellend umhüllten, zeigte sich, daß der mit senkrecht verlaufenden Schichtungen verarbeitete monumentale Sandsteinblock so verwittert war, daß die härteren, stehengebliebenen Schichten nur noch schwach miteinander verbunden waren. Bei der Restaurierung 1907/08 hatte man der Gruppe mit großen Eisenbügeln Halt gegeben.

Die jüngsten Restaurierungsmaßnahmen an der Igeler Säule wurden vom Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz, Verwaltung der staatlichen Schlösser, zusammen mit Dr. Rolf Sneathlage – Zentrallabor der Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege – und mit Restaurator Rolf Wihr – Leiter der Steinrestaurierungswerkstatt des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Außenstelle Bamberg – konzipiert. Die Restaurierung wurde durch die Steinrestaurierungswerkstatt Bertolin ausgeführt, die Bauleitung hatte das Staatsbauamt Trier Nord.

Leitidee der Restaurierung war, daß auch die Verwitterungen und Beschädigungen der Igeler Säule wichtiges Zeugnis einer

Abb. 51. Die Bekrönung der Igeler Säule vor der Konservierung.



Abb. 52. Igeler Säule bei Trier, errichtet als Grabdenkmal der Secundinier um 250 n. Chr., Südseite mit Darstellung der Stifterfamilie. ▷



über 1700jährigen Geschichte des Monuments sind. Die Igeler Säule ist nicht nur Denkmal der Kultur des Imperium Romanum, sondern sie veranschaulicht auch eine jahrhundertelange Auseinandersetzung mit einem Kulturdenkmal, das inhaltlich nicht mehr verstanden wurde, aber durch seine Monumentalität und durch die ablesbare Würde seines Alters beeindruckte. Dies fand schließlich Niederschlag in Goethes mehrfacher Auseinandersetzung mit dem römischen Monument. Bei der Restaurierung kam deshalb die Wiederherstellung eines vermuteten Urzustandes nicht in Frage, obgleich der Wunsch nach einer Rekonstruktion der nachweisbaren Farbigekeit mehrfach in den Medien geäußert wurde, um die abgewitterten Reliefs klarer erkennbar zu machen. Bei der Restaurierung ging man aber davon aus, daß die Patina des Alters nicht verloren gehen dürfe.

Im ersten Arbeitsschritt wurden die gefährdeten Partien der Sandsteinoberfläche vorgefestigt, um dann eine Beseitigung der abgelagerten Schmutzkrusten mit Dampf und Wasserflutung möglich zu machen. Die Hinterfüllung hohl liegender Sandsteinschalen und die Festigung absandender Oberflächen schlossen sich an. Mörtel- und Steinausflickungen der beiden letzten Restaurierungen wurden weitgehend herausgenommen. Diese Fehlstellen wurden dann mit Mineros geschlossen. Um das durch die älteren Restaurierungen empfindlich gestörte Gesamtbild zu verbessern, ergänzte man das Fugennetz der mächtigen Sandsteinquader auch über die neu aufgefüllten Steinflächen. Bewußt wurde aber auf Reliefergänzungen verzichtet. Dies erfolgte nur in ganz geringem Umfang dort, wo tiefe Ausbrüche in den einzelnen Relieffiguren das Eindringen von Regenwasser erlaubten. Die Oberflächen der Igeler Säule wurden mit Kieselsäureester gefestigt.

Bei den Restaurierungsmaßnahmen wurden aber nicht die älteren Ausflickungen von 1765 beseitigt, die Lorent in Rotsandstein ausführen ließ; sie sind frühe und wichtige Zeugnisse öffentlicher Denkmalpflege. Die Quaderausflickungen am Sockel und die Reparaturen an einer Ecke des geschweiften Schuppenhelmes der Igeler Säule blieben erhalten – Fehlstellen, die bereits auf dem kleinen Gußeisenmodell in Goethes Besitz erkennbar sind.

Die Gesimse der Igeler Säule erhielten eine neue Bleiabdeckung gegen eindringendes Regenwasser. Hier folgte man nicht mehr dem willkürlichen Verlauf der Verwitterungen, son-

dern zog die Gesimsprofile waagrecht durch, zum Teil auf einem Metallunterbau. Durch diese funktional notwendigen Metallergänzungen konnten somit die abgewitterten Gesimslinien wieder stärker betont werden.

Die Bekrönung der Igeler Säule mit dem Pinienzapfen und dem Fragment der Adler- und Ganymedgruppe war in einem konservatorisch und statisch fast hoffnungslosen Zustand. Es wurde die Möglichkeit diskutiert, die Bekrönung durch eine Kopie zu ersetzen. Damit hätte man aber die Igeler Säule um einen Teil ihrer Originalsubstanz beraubt und das abgenommene Fragment einem ungewissen Schicksal in Museumsmagazinen überantwortet. Zu Recht entschied man sich dazu, die originale Bekrönung an ihrem ursprünglichen Platz zu erhalten. Um dies angesichts des desolaten Erhaltungszustandes zu ermöglichen, wurde der riesige, mürbe Sandsteinblock bruchsicher verpackt, abgenommen und einer Acrylharzvolltränkung unterzogen. Es wurde aber keineswegs ein Kunststoffblock auf den Helm der Igeler Säule aufgesetzt, wie Zeitungsbeiträge befürchteten. Die Bekrönungsgruppe gewann eine solche Festigkeit zurück, daß auf die entstellenden Bleiabdeckungen verzichtet werden konnte.

Die Bauherrn hatten einst die schwere Bekrönung ohne Dübel und Mörtel auf den Schuppenhelm der Säule gesetzt. Ihrem Schicksalsvertrauen mochte man heute nicht mehr folgen. Ein mächtiger Dübel aus rostfreiem Stahl, der die Adlergruppe mit dem Helm verbindet, bewahrt nunmehr die Einwohner von Igel davor, von Jupiters Adler erschlagen zu werden.

Jan Meißner

Nachdruck aus: Denkmalpflege in Rheinland-Pfalz, 1985–1986, Worms 1988, S. 339 ff. – Literatur: H. Dragendorf und E. Krüger, Das Grabmal von Igel, Trier 1924. – E. Wackenroder und H. Neu, Die Kunstdenkmäler des Landkreises Trier, Düsseldorf 1936, S. 163 ff. – H. Kähler, Die rheinischen Pfeilergrabmäler, in: Bonner Jahrbücher 139 (1934), S. 145 ff. – E. Zahn, Die Igeler Säule bei Trier, Rheinische Kunststätten Heft 6/7 1968. – E. Zahn, Die neue Rekonstruktionszeichnung der Igeler Säule, in: Trierer Zeitschrift 31 (1968). – J. Mersch, La Colonne d'Igel / Das Denkmal von Igel, Luxembourg 1985 (mit Bibliographie). – Über die jüngste Restaurierung berichtet H. Cüppers in: Für das nächste Jahrtausend gesichert? Jahrbuch des Kreises Trier-Saarburg 1988, S. 32–35.

Abb. 53. Trier, Alte Moselbrücke (Oberstromseite), Pfeiler um 230/40 n. Chr., Bögen 14. Jahrhundert, verbreitert 1938.

Abb. 54. Trier, Amphitheater, Blick in die Arena nach Süden.

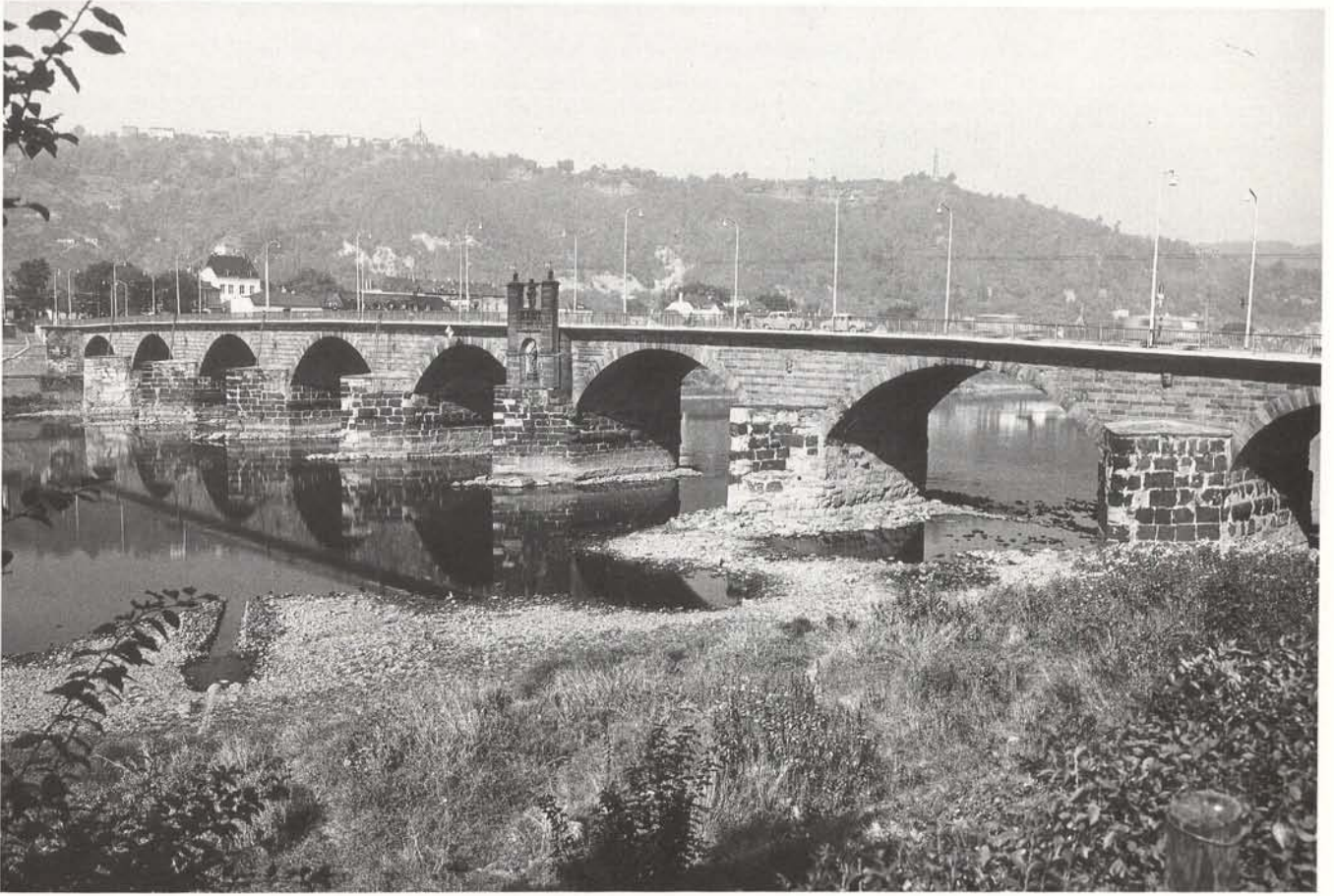




Abb. 55. Trier, Kaiserthermen, Ostkonche des Caldariums nach der Teilrekonstruktion 1983/84.

Abb. 56. Trier, Palastaula Kaiser Konstantins, der nach Kriegszerstörung 1954/56 neu gestaltete Innenraum.







Abb. 57. Trier, Dom, Doppelturmfront mit Westchor, erbaut 1040–1075 anstelle des Langhauses der Konstantinischen Nordkirche, Südturm um 1520 aufgestockt.

## Die Doppelkirchenanlage Dom St. Peter und Liebfrauen in Trier

Der Trierer St. Peters-Dom und die unmittelbar an seiner Südseite liegende Pfarrkirche Unserer Lieben Frauen und St. Laurentius bilden seit ihrer Gründung in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts bis heute eine Doppelkirchenanlage. Diese Anlage, die größte ihrer Art in der damaligen Zeit, geht auf Kaiser Konstantin den Großen zurück. Die Nordkirche, der heutige Dom, enthält in seinem 40 m x 40 m großen Quadratbau einen beträchtlichen Rest der spätantiken Kirchenanlage; das aufgehende Mauerwerk reicht zum Teil noch bis in eine Höhe von an die 30 m. Die ursprüngliche Grundrißgestalt von Nord- und Südkirche konnte durch Ausgrabungen weitgehend gesichert werden.

Städtebildlich ist die Doppelkirchenanlage von Dom und Liebfrauen eingebettet in das noch relativ unverletzte Ensemble der mittelalterlichen und barocken Dom-Immunität. Sogar die ehemalige Umfassungsmauer aus der Zeit um das Jahr 1000 läßt sich im Stadtbild ablesen und ist streckenweise erhalten.

Beide Kirchen sind im Lauf ihrer wechselvollen Geschichte viele Male zerstört, wiederaufgebaut, umgebaut und verändert worden. Die wichtigsten baugeschichtlichen Veränderungen des Doms seien kurz aufgezählt:

Der im 5. Jahrhundert durch Brand vernichtete Innenausbau des Quadratbaues wurde in der Mitte des 6. Jahrhunderts wiederhergestellt. Als Ersatz für die gestürzten monolithischen Granitsäulen wurden ältere Säulen aus einem römischen Tempel eingebaut.

Erzbischof Egbert (977–993) «ummantelte» 989 und 990 die beiden südlichen Säulen mit gewaltigen Kalksteinquadern mit Ziegeldurchschuß und verwandelte so die Säulen in kreuzförmige Pfeiler. Diese Veränderung wurde bei allen weiteren Baumaßnahmen respektiert und weitergeführt.

Erzbischof Poppo v. Babenberg (1016–1047) führte das Werk der Restauration des römischen Quadratbaues weiter (1030–1037), setzte den gewaltigen Westbau mit Apside und vier Türmen davor und gab dem Innenraum jene einmalige Gliederung mit den wechselnden Interkolumnien A-B-A-B-A.

Nach der Mitte des 12. Jahrhunderts begann Erzbischof Hilin (1152–1169) mit dem Bau eines neuen Ostchores, der am 1. Mai 1196 eingeweiht wurde. Im Anschluß wurde der ganze Dom in frühgotischer Weise nach zisterziensischer Art gewölbt.

Die Veränderungen des Barock betreffen den Anbau einer zentralbauartigen Reliquienkapelle am Scheitel der Ostapsis und den Einbau eines fluchtenden Querschiffes unter Verwendung von Bauteilen und Bauformen der Spätromanik.

Die Innenausstattung enthält Monumente vom 12. Jahrhundert, über Gotik, Renaissance, Manierismus, Barock, bis zur Gegenwart. Der Trierer Dom dient seit der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts bis heute so gut wie ununterbrochen dem Gottesdienst.

Die Restaurierungen des 19. Jahrhunderts brachten Verluste an barocker Substanz und versuchten, dem Dom ein mehr mittelalterliches Gepräge zu geben. Die im 17. Jahrhundert begonnene Erforschung des Domes (A. Wiltheim) wurde fortgesetzt, nun mit den Mitteln der exakten Archäologie (N. von Wilmsky). Die Untersuchungen von K. Th. Kempf begannen 1943; sie führten u. a. zur Erkenntnis der Existenz einer konstantinischen Doppelkirchenanlage.

Als sich 1959 zeigte, daß der Trierer Dom in seiner Bausubstanz gefährdet war – es hatten sich Steine im Gewölbe gelockert –, wurde er zunächst mit Notankern gesichert. Es folgten die Erneuerung der Fundamente, die Auswechslung der Gurtbögen und die Injizierung des mürbe gewordenen Mauerwerks. – Zur endgültigen Restaurierung und Anpassung an die erneuerte Liturgie wurde 1968 ein Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Den Auftrag erhielten Gottfried Böhm und Nikolaus Rosiny (Köln). Die Restaurierungen lagen zum weitaus größten Teil bei den Polnischen Staatswerkstätten (PKZ); auch deutsche Werkstätten waren beteiligt. So konnte in einer bilderstürmerisch bewegten Zeit das gesamte Inventar gerettet und restauriert werden. Unter diesen Maßnahmen sei besonders die Wieder-Öffnung des wolkenumsäumten Fensters (im 19. Jahrhundert zugemauert) genannt, das die optische und ikonologische Verbindung vom Dominnern in die an den Scheitel der Ostapsis gebaute Reliquienkapelle mit der Tunica Christi herstellt.

Auf der Südseite des Domes liegt die gotische Liebfrauenkirche, die in den 1230er Jahren begonnen und wohl kurz nach 1260 vollendet wurde. Sie hat ihre architekturgeschichtlichen Wurzeln in der französischen Gotik der Champagne und der Ile-de-France. Der Zentralbau der Liebfrauenkirche erhebt sich auf den Fundamenten der Südkirche der spätantiken Doppelkirchenanlage. Die Südkirche bestand mit gewissen baulichen Veränderungen, vor allem des 10. Jahrhunderts, bis zum Beginn der gotischen Kirche.

Die Liebfrauenkirche besitzt einen reichen Figurenzyklus aus der Erbauungszeit. Stilistisch schließen sich die Figuren an gewisse Ateliers von Reims und anderen Orten der Champagne an. Der ikonographische Zyklus reicht von den Patriarchen und Propheten des alten Testaments über Menschwerdung und Passion Christi bis hin zur Vollendung, die dargestellt ist unter dem Zeichen der Krönung Marias.

Wie auch der Dom hatte die Liebfrauenkirche durch Fliegerbomben Schaden genommen. Nach der Sicherung und Restaurierung des Kirchengebäudes wurde bereits 1950 die Kirche mit einer liturgischen Neuordnung des Altar- und Gemeinderaumes wiedereröffnet, die die Bestimmungen des II. Vatikanischen Konzils vorwegnahm. Die neugotische Einrichtung und Verglasung war verlorengegangen. Die Notverglasung wurde in verschiedenen Abschnitten (unter Hilfestellung der französischen Garnison) durch eine künstlerische Neuverglasung nach Entwürfen von Le Chevalier ersetzt. – Der bedeutende Figurenzyklus aus der Erbauungszeit, nach 1913 ins Berliner Museum (teils rückgeführt in das Dom- und Diözesanmuseum Trier) gelangt, war durch gute Kopien ersetzt und komplettiert worden. Diese Kopien wurden im letzten Krieg weitgehend vernichtet. So entschloß man sich, den Figurenzyklus durch Abgüsse im Steingußverfahren wiederherzustellen; dazu werden zwei Neuanfertigungen kommen.

Franz Ronig

Literatur: Fr. Ronig (Redaktion), *Der Trierer Dom*, Jahrbuch 1978/79 des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, Neuß 1980 (mit Bibliographie). – N. Borger-Keweloh, *Die Liebfrauenkirche in Trier*, Studien zur Baugeschichte (Trierer Zeitschrift, Beiheft 8), Trier 1986 (mit Literaturverzeichnis).



Abb. 58. Trier, Außenansicht des Chors der 1235–1253 über den Fundamenten der Konstantinischen Südkirche erbauten Liebfrauenkirche, rechts die Südseite des Doms.

Abb. 59. Trier, Dom, Blick aus dem nördlichen Seitenschiff nach Südosten, Gewölbe spätromanisch (1217 in Arbeit), Altäre 16.–18. Jahrhundert. ▷

Abb. 60. Trier, Liebfrauenkirche, Blick durch die Vierung in den Ostchor. ▷▷





## Altstadt Lübeck

1143 von Heinrich dem Löwen in Insellage nahe der Ostseeküste gegründet, war Lübeck von 1230 bis 1535 eine der führenden Städte der Hanse, einer Vereinigung von Warenhandel treibenden Städten, der es gelang, sich das Handelsmonopol für Ost- und Nordsee zu sichern, während zur gleichen Zeit Venedig und Genua das Mittelmeer beherrschten.

Der Stadtgrundriß Lübecks ist gekennzeichnet durch zwei parallel zueinander auf dem Kamm der Insel laufende Hauptstraßen, von denen Querrippen abzweigen. Er geht bis in die Gründungszeit zurück und ist Zeugnis des raschen Wachstums der Stadt, die die Drehscheibe des Handels in Nordeuropa war. Im Westen lag das Viertel mit den Kontor- und Wohnhäusern der wohlhabenden Kaufleute, im Osten das der Kleingewerbetreibenden und Handwerker. Die sehr ausgeprägte wirtschaftliche und gesellschaftliche Differenzierung wurde darüber hinaus deutlich in der Anordnung der «Buden», kleiner Werkstätten, die sich auf dem rückwärtigen Teil der Grundstücke der Kaufmannshäuser befanden und zu denen ein enges Netz von «Gängen» Zugang verschaffte. Eine andere Art der Aufteilung von Hinterhöfen bildeten die Stiftungshöfe; sie veranschaulichten das charitativem Handeln verpflichtete Bewußtsein der Kaufleute, die hier verarmte Witwen verstorbener Standesgenossen unterbrachten.

Lübeck blieb so bis vor nicht langer Zeit (trotz umstrittener Maßnahmen wie der Errichtung eines Justizgebäudes im Bereich des Burgklosters im 19. Jahrhundert) ein charakteristisches Stadtdenkmal mit kennzeichnenden historischen Strukturmerkmalen, und seine Aufnahme in die Liste des Welterbes nach Kriterium IV der Richtlinien (herausragendes Beispiel eines Siedlungstyps, das eine bedeutende historische Situation veranschaulicht) wäre voll gerechtfertigt gewesen. Aber die Stadt ist im Zweiten Weltkrieg hart getroffen und zu etwa einem Fünftel zerstört worden, und zwar ausgerechnet in den Bereichen, in denen sich die berühmtesten Denkmäler befanden: Dom, Peterskirche, Marienkirche und das «Gründungsviertel»

mit den Giebelhäusern der reichen Kaufleute. Der Wiederaufbau erfolgte selektiv. Er führte zur Wiederherstellung der Kirchen und der wichtigsten Profanbauten, doch die zerstörten Gewerbe- und Wohnviertel «wurden im Sinne modernen Städtebaus neu geordnet, teilweise in rigoroser Verletzung des historischen Stadtgrundrisses und seiner kleinteiligen Parzellenstruktur» (vgl. Michael Brix, Konflikt zwischen Altstadt und moderner City, in: Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland, ein Beitrag zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975).

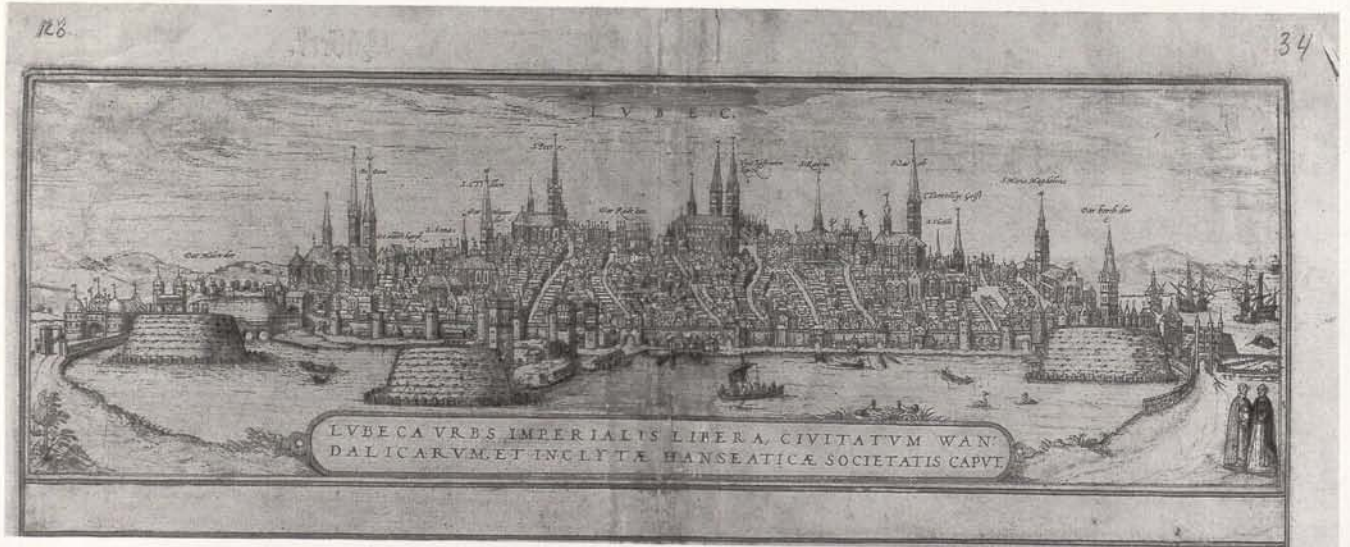
Zu beklagen sind insbesondere die Errichtung eines Berufsschulzentrums im alten Kaufleuteviertel, die Umplanung der Umgebung der Marienkirche, die Verbreiterung der Mengstraße, die umstrittene Umnutzung der Salzspeicher in den Jahren nach 1950. Noch 1973/1974 wurden im Zuge dieser Altstadtssanierung in der Fleischhauerstraße, in unmittelbarer Nähe von Marienkirche und Rathaus, Häuser, die der Krieg verschont hatte, zerstört.

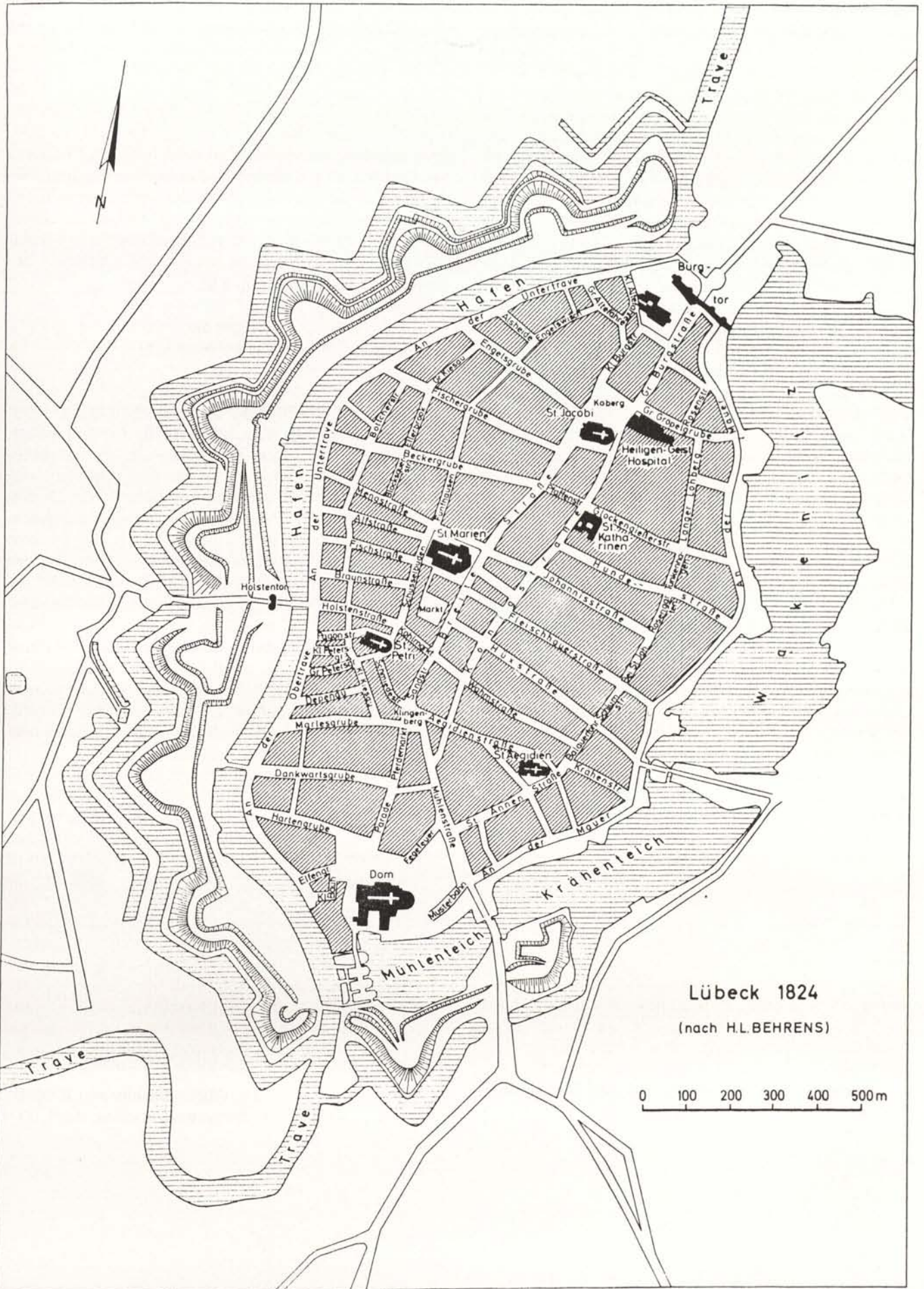
ICOMOS ist der Ansicht, daß diese weitgehende Veränderung des Stadtgrundrisses mit dem Kriterium Authentizität, das bei jeder Aufnahme eines Denkmals in die Liste des Welterbes zu berücksichtigen ist, nicht zu vereinbaren ist. ICOMOS empfiehlt, einen neuen Eintragungsvorschlag auszuarbeiten. Bestimmte begrenzte Bereiche von Lübeck, der Untergrund Hamburgs, der sich bei archäologischen Grabungen als so außergewöhnlich reich erwies, Teile der Niederlassungen der Hanse in Bremen, Bergen und Nowgorod könnten wahrscheinlich, wenn sich die betreffenden Staaten zu gemeinsamem Vorgehen entschließen würden, es ermöglichen, der internationalen Bedeutung der Hanse und dem Platz, den sie in der Geschichte des Handels einnimmt, die ihr gebührende Anerkennung zu verschaffen.

(Stellungnahme von ICOMOS  
zum ersten Eintragungsvorschlag, Mai 1983)

Abb. 61. Lübeck, die Altstadt 1824 (nach H. L. Behrens). ▷

Abb. 62. Lübeck von Osten, kolorierte Radierung im Städtebuch von Braun und Hogenberg, 1572.





Lübeck 1824  
(nach H.L. BEHRENS)

0 100 200 300 400 500m

1983 hatte das Büro empfohlen, über den Antrag, Lübeck in die Liste des Welterbes einzutragen, nicht zu entscheiden, mit der Begründung, daß weite Teile der Stadt durch die Art und Weise des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg ihren historischen Charakter verloren hätten. Es hatte vorgeschlagen, zu prüfen, ob ein neuer Antrag formuliert werden könne, und hierfür bestimmte abgegrenzte Bereiche auszuwählen, in denen das historische Straßennetz noch nicht zerrissen ist, die Baudenkmäler sich in gutem Erhaltungszustand befinden und die in jüngster Zeit durchgeführten Grabungen, die so viel zu unserem Wissen über die Hansestadt beigetragen haben, besonders bemerkenswerte Befunde freigelegt haben.

Als Ergebnis dieser Prüfung liegt nun ein neuer Antrag vor, der sich bemüht, den Empfehlungen des Büros zu entsprechen. Er schließt das Geschäftsviertel, das fast ganz von den Bomben zerstört worden ist, aus und konzentriert sich auf drei Bereiche: im Nordosten auf das von der Fischergrube, einem kurzen Stück der Breiten Straße, der Pfaffenstraße, der Königstraße und der Mühlenstraße abgegrenzte Viertel; im Südwesten auf eine Anzahl von Baublöcken in der Nähe von Dom und Petrikerkirche, auf die Uferbebauung der Trave und, am jenseitigen Traveufer, das Holstentor und die Salzspeicher; schließlich auf eine zentrale Zone mit dem aus Marktplatz, Rathaus und Marienkirche gebildeten monumentalen Baukomplex.

Der neue Antrag ist in Form und Inhalt zufriedenstellend. Er verzichtet auf die Bereiche mit überwiegend neuer Bausubstanz und berücksichtigt dafür einige andere, die für die Geschichte Lübecks von Bedeutung sind:

#### *Bereich 1:*

- Das Burgkloster, ein ehem. Dominikanerkloster, das aufgrund eines Gelübdes nach der Schlacht von Bornhövel (1227) errichtet worden ist, steht an der Stelle, an der sich ursprünglich die von Graf Adolf von Schauenburg auf der Landenge von Buku erbaute Burg befand.
- Der Koberg ist ein vollständig erhaltenes Viertel aus dem späten 13. Jahrhundert mit einem öffentlichen Platz als Mittelpunkt, den bedeutende Denkmäler umgeben: die Jakobskirche und das Heilig-Geist-Spital.
- Die Baublöcke zwischen Glockengießerstraße und Aegidienstraße besitzen noch ihre alte Parzellengliederung und eine bemerkenswerte Dichte an mittelalterlichen Gebäuden.

#### *Bereich 2:*

Zwischen den beiden Kirchen, die die Eckpfeiler dieses Bereichs bilden, der Petrikerkirche im Norden und dem Dom im Süden, enthält dieses Viertel mehrere Reihen prachtvoller Patrizierhäuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Holstentor und Salzspeicher, die zusammen eine Enklave am linken Traveufer bilden, verstärken den monumentalen Charakter des Viertels, dessen Bausubstanz fast ganz aus der Zeit stammt, als die Hanse den Höhepunkt der Machtentfaltung erreicht hatte und Lübeck den Fernhandel in ganz Nordeuropa beherrschte.

#### *Bereich 3:*

Marienkirche, Rathaus und Marktplatz halten im Herzen der mittelalterlichen Stadt die Erinnerung an ein Viertel aufrecht, das dem Luftangriff von 1942 zum Opfer fiel.

ICOMOS stellt fest, daß der neue Vorschlag den 1983 vom Büro für das Welterbe geäußerten Wünschen entspricht und kann daher nicht anders als empfehlen, Lübeck in die Liste des Welterbes aufzunehmen. Kriterium IV (herausragendes Beispiel einer Bauweise, die eine bedeutende historische Situation veranschaulicht) läßt sich in der Tat auf die Stadtviertel anwenden, die ihren historischen Charakter am besten bewahrt haben und erkennen lassen, welche Macht und welche geschichtliche Bedeutung die Hanse besaß.

Trotzdem möchte ICOMOS die Aufmerksamkeit des Komitees auf die Gefahren lenken, die die seit dem Krieg verfolgte Politik der städtebaulichen Neuordnung in Lübeck mit sich bringt.

1. Zwar hat man die Hauptachsen des Straßennetzes in ihrem Verlauf beibehalten, man hat aber nicht gezögert, mittelalterliche Straßen, wie die Mengstraße, zu verbreitern oder sogar historische Häuser, die vom Krieg verschont geblieben waren, zu zerstören (vor allem in der Fleischhauerstraße). An anderen Stellen (Große Petersgrube, Wasserfront usw.) wurden ganze Reihen von Häusern «originalgetreu» rekonstruiert, mit dem Ergebnis, daß sich ihre geschichtliche Aussage auf das Erscheinungsbild der der Straße oder dem Flußufer zugekehrten Fassaden beschränkt.
2. Die Sanierung der erhalten gebliebenen Teile der Altstadt sichert zwar deren Fortbestehen, verändert aber in schwerwiegender Weise ihre soziale Gliederung und droht zu einer banalen Vereinheitlichung der volkstümlichen Stadtteile und derjenigen mit ursprünglich patrizischen Bewohnern zu führen.
3. Die Aktivitäten der Archäologen scheinen nur eine lächerliche Konzession an den Appetit der Investoren zu sein. Weder im Eintragungsvorschlag noch im Literaturverzeichnis werden die Ausgrabungen Günther Fehrings und seiner Mitarbeiter erwähnt, trotz des weltweiten Aufsehens, das sie erregt haben.

ICOMOS ist daher der Auffassung, daß die Aufnahme von Lübeck in die Liste des Welterbes mit präzisen Empfehlungen verbunden werden sollte, welche auf die Notwendigkeit hinweisen, die bisherige Politik des Rekonstruierens, die durch nichts mehr zu rechtfertigen ist, durch eine solche des Erhaltens zu ersetzen, deren wichtigste Grundsätze sorgfältiges Untersuchen und Respektieren der historischen Siedlungsstrukturen sein müssen.

(Stellungnahme von ICOMOS zum zweiten Eintragungsvorschlag, April 1987)





Abb. 64. Lübeck, Westfront der Marienkirche: unvollendeter Turm von 1260/70 in das Zweiturmprojekt von 1304–1351 einbezogen, Turmhelme ▷ 1942 verbrannt, 1956/57 wiederhergestellt.



## Die Altstadt Lübeck als UNESCO-Weltkulturgut

Mit dem mittelalterlichen Stadtkern der Hansestadt Lübeck wurde 1987 erstmals in Nordeuropa eine ganze Altstadt seitens der UNESCO-Welterbekommission als Teil des Weltkulturgutes anerkannt. Ausschlaggebend waren dabei zum einen die markante Stadtsilhouette und die weithin noch geschlossen erhaltene vorindustrielle Bausubstanz, damit der immer noch anschauliche exemplarische Charakter Lübecks für die hansische Städtefamilie im Ostseeraum, zum anderen aber auch der für die archäologische Erforschung des mittelalterlichen Städtewesens außerordentlich ergiebige Untergrund.

Als erste deutsche Stadt an der Ostsee 1143 gegründet, 1159 unter Heinrich dem Löwen in den bis heute fortwirkenden Grundlinien erneut angelegt, hat diese Stadt eigene rechtliche, städtebauliche und architektonische Strukturen von solch weitwirkender Prägnanz entwickelt, daß man sie als «Prototyp» der mittelalterlichen Stadt beschrieben hat.

Die Voraussetzungen und frühen Strukturen der Stadt erscheinen nach den jüngsten archäologischen Untersuchungen in ganz neuem Licht: Die Gründung stellt nicht nur eine Siedlungsverlagerung von dem 6 km traveabwärts gelegenen slawischen Burgwall Alt Lübeck dar. Sie knüpft vielmehr auch auf dem Stadthügel an ein mehrhundertjähriges slawisches Siedlungsgefüge mit Burgwallsiedlung an und entwickelt sich stufenweise von einer Hafen- und Marktsiedlung städtischer Frühstufe zur vollentwickelten Stadt.

Das bis heute verbindliche, nur bedingt regelmäßige und schließlich durch das lübische Baurecht fixierte Straßensystem besteht aus einem im Kern vordeutschen Fernhandelsweg und einem Bündel auf die Flußläufe zugeführter Querstraßen. Es wurde vollends erst nach Aufgabe des Ufermarktes der Fernkaufleute um 1220 verwirklicht und führte zu einem neuen, weit ausstrahlenden Typ von Hafensiedlung. Die Grundstücke hatten zunächst nicht die Gestalt der später so typischen langen, schmalen Stadtparzellen, sondern waren große, blockhafte Höfe mit lockerer Bebauung. Vom letzten Viertel des 12. Jahrhunderts ab treten neben vereinzelte Pfostenbauten und zahlreiche, auch mehrgeschossige Holzständerbauten mit großer Diele als neuer Gebäudetyp turmartige, zunächst hölzerne Kemenaten und Steinwerke sowie steinerne Saalgeschoßbauten der sozialen Oberschicht, ehe in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Dielenhaus in Backstein aufkam.

Gegenüber der nicht zuletzt auch architektonisch wachsenden Dominanz des Bürgertums traten schon bald nach der Gründung die Gegenpole der frühen Stadt – stadherrlicher Burgbereich im Norden und bischöflicher Bezirk um den Dom im Süden – in den Hintergrund.

Gegen Mitte des 14. Jahrhunderts befand sich Lübeck, nunmehr «Vorort» der Hanse, auf dem Höhepunkt seiner mittelalterlichen Größe und Macht. Alle Kirchen waren in der hochgotischen Gestalt vollendet, welche heute noch den Fernblick auf die Stadt charakterisiert. Ganze Straßenzüge waren nunmehr von der Aufreihung gleichartiger, steinerne Giebelhäuser geprägt; diese hat sich nicht nur in der durch Aufteilungsvorgänge entstandenen Parzellierung niedergeschlagen, sondern ist auch durch den Rhythmus erhaltener Brandmauern, durch steile gotische Dachwerke und nicht selten durch imponierende backsteinerne Hochblendgiebel noch im heutigen Stadtbild präsent.

Für unsere Augen macht neben der bis heute spürbaren monumentalen Einheitlichkeit der Bauformen nicht zuletzt das allenorts aufscheinende Baumaterial den Reiz des spätmittel-

alterlichen Lübeck aus: der Backstein. Dessen «industrielle» Herstellung und handwerkliche Verarbeitung bewiesen bereits in der Frühzeit der Stadt eine kaum wiedererreichte Perfektion in technischer wie in ästhetischer Hinsicht. Lübeckische Backsteingotik wurde Vorbild eines weitgespannten Formenkreises.

Bis nach 1800 war Lübeck eine überregional bedeutende, reiche Stadt, Knotenpunkt im Handelsnetz zwischen West-, Nord- und Osteuropa. Und so findet man Architekturformen aller Stilepochen von der Spätromanik bis zum Biedermeier an und in Lübecker Häusern, ein «lebendiges Architekturmuseum», dessen Kerngerüst die in der Hochgotik errichteten Strukturen blieben. Der archäologische Untergrund bildete ein Bodearchiv, dessen Befunde und Funde die überragende Bedeutung der Hansestadt nicht nur für die Baugeschichte, sondern auch für Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte dokumentieren.

Erst mit dem industriellen Aufschwung nach der Reichsgründung 1871, durch Kriegsschäden und Nachkriegsplanungen sind in den letzten hundert Jahren erhebliche Teile der alten Hansestadt über und unter der Erde endgültig zerstört worden. In dieser Zeit wurde schrittweise selbst der städtebauliche Grundraster in zentralen Bereichen aufgegeben – heute bemüht man sich in Einzelfällen um seine Rekonstruktion.

Mit dem Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 hat sich auch in Lübeck die Auffassung durchsetzen können, daß die Erhaltung der steinernen Geschichtszeugen – Kirchen und Großbauten ebenso wie Bürgerhäuser und «Gangbuden» – nicht nur gesetzliche Pflicht sondern auch einzigartige Chance für die wirtschaftliche Zukunft der Stadt ist. Desweiteren hat die Erkenntnis Platz gegriffen, daß vor zerstörenden Bodeneingriffen archäologische Rettungsgrabungen unumgänglich sind. Die Beachtung konservatorischer Prinzipien im Prozeß des heutigen Stadumbaues muß gewährleisten, daß das Weltkulturgut Lübecker Altstadt dabei nicht zur Kulisse verkommt, Originale nicht durch Kopien ersetzt, Dokumente der Kulturgeschichte rechtzeitig erfaßt werden.

Nicht zuletzt zu diesem Ziel sind seit 1975 durch den Bund, das Land Schleswig-Holstein und die Hansestadt Lübeck erhebliche Mittel in Maßnahmen der «erhaltenden Sanierung» investiert worden. Genannt seien als herausragende Komplexe nur die Einrichtung einer Musikhochschule in ehemaligen Kaufmannshäusern an der Großen Petersgrube; die Instandsetzung des einstigen Burgklosters und der Petrikirche und der Abschluß der Wiederaufbauarbeiten im Dom. Hinzu kamen bedeutende private Förderungen für Restaurierungen von Fassaden und Innenräumen, historischen Konstruktionen und Kunstwerken vor allem in Bürgerhäusern. Genannt seien auch die umfangreichen archäologischen Ausgrabungen im ehemaligen Kaufleuteviertel zwischen St. Marien und der Trave. Schließlich haben im gleichen Zeitraum Deutsche Forschungsgemeinschaft und Volkswagen-Stiftung die archäologische, historische, bau- und kunstgeschichtliche Erforschung dieses einzigartigen Verbundes von Sachquellen zur Geschichte der europäischen Stadt vorangetrieben.

Die Gegenwart wird von der Sorge bestimmt, angesichts des Auslaufens vieler Förderprogramme erneut einer Zeit zunehmender Verluste entgegen zu gehen. Die Anerkennung als «Weltkulturgut» kam gerade zur rechten Zeit; der neue Titel hat seine Bewährungsprobe aber noch vor sich.

Amt für Denkmalpflege und Amt  
für Vor- und Frühgeschichte der Hansestadt Lübeck



Abb. 65. Lübeck, Baukomplex des Rathauses, begonnen um 1240.

Abb. 66. Lübeck, Westfassade des Heilig-Geist-Hospitals am Koberg, erbaut um 1280.





Abb. 67. Lübeck, Marienkirche, Blick zum Chor, Chor um 1270/90, Langhaus 1310/30, Innenraum in der 1942 wiederentdeckten, um 1950 rekonstruierten mittelalterlichen Farbigeit.

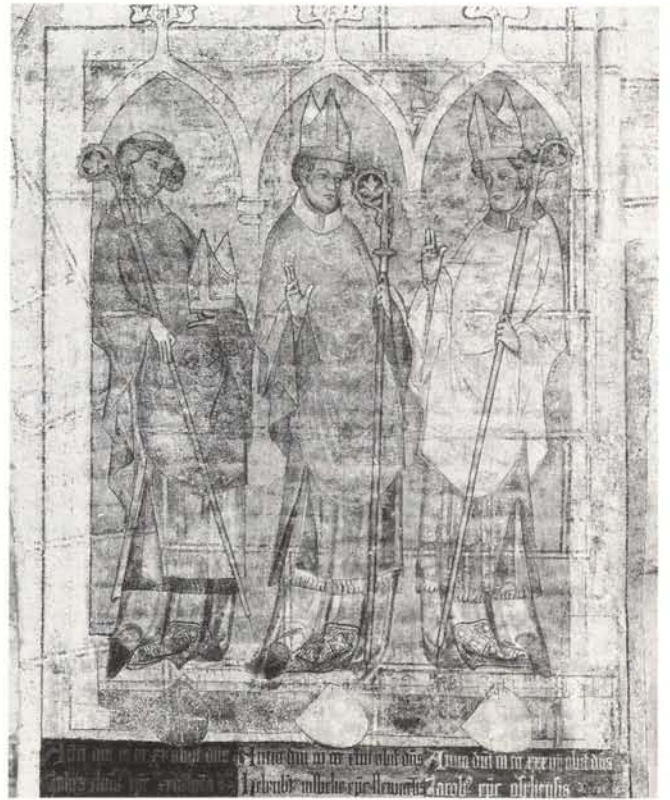


Abb. 68. Lübeck, Oberchor der Katharinenkirche, Memorial für drei Bischöfe, spätes 14. Jahrhundert, nie überstrichen und daher mit seinen ursprünglichen Details bewahrt.

Abb. 69. Lübeck, Kirchenhalle des Heilig-Geist-Hospitals, begonnen um 1265, eingewölbt wohl 1310/15 und 1495, mittelalterliche Ausmalungen seit 1866 wieder freigelegt und ergänzt.



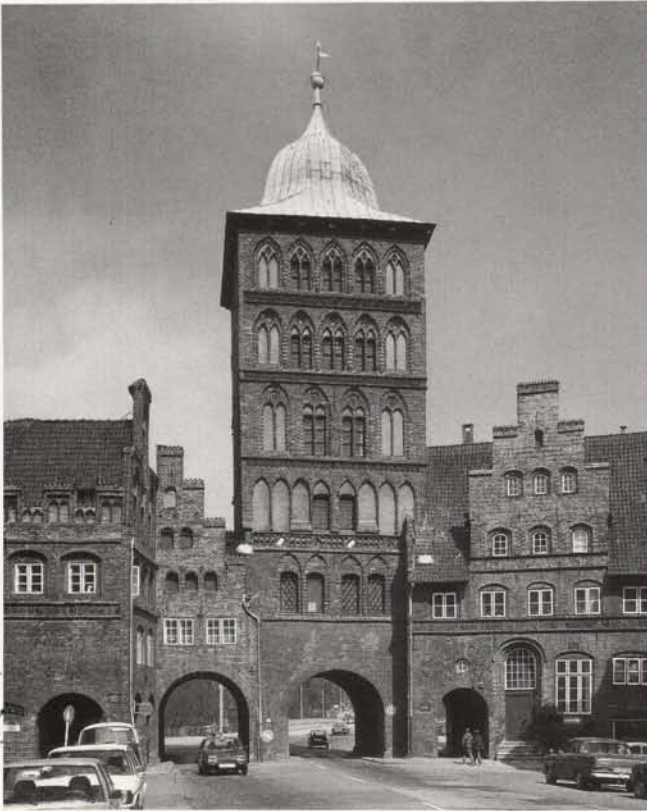


Abb. 70. Lübeck, Burgtor (um 1180/1444/1695), flankiert von Marstall und Zöllnerhaus.



Abb. 71. Lübeck. Hinter dem Haus Engelsgrube 45 hat sich die typische Zeile der Mietsbuden eines 1552 erneuerten «Ganges» erhalten.

Abb. 72. Lübeck, Kaufmannshäuser des 15. bis 19. Jahrhunderts in der Großen Petersgrube (seit 1984 Musikhochschule Lübeck).



Abb. 73. Lübeck, Steinhäuser des 13. Jahrhunderts mit erneuerten Giebeln des 16. bis 19. Jahrhunderts im Kaufmannsviertel an der Mengstraße.





Abb. 74. Lübeck, Hartengrube 20, reich geschnitztes Fachwerk von 1551 (wiederentdeckt 1986).



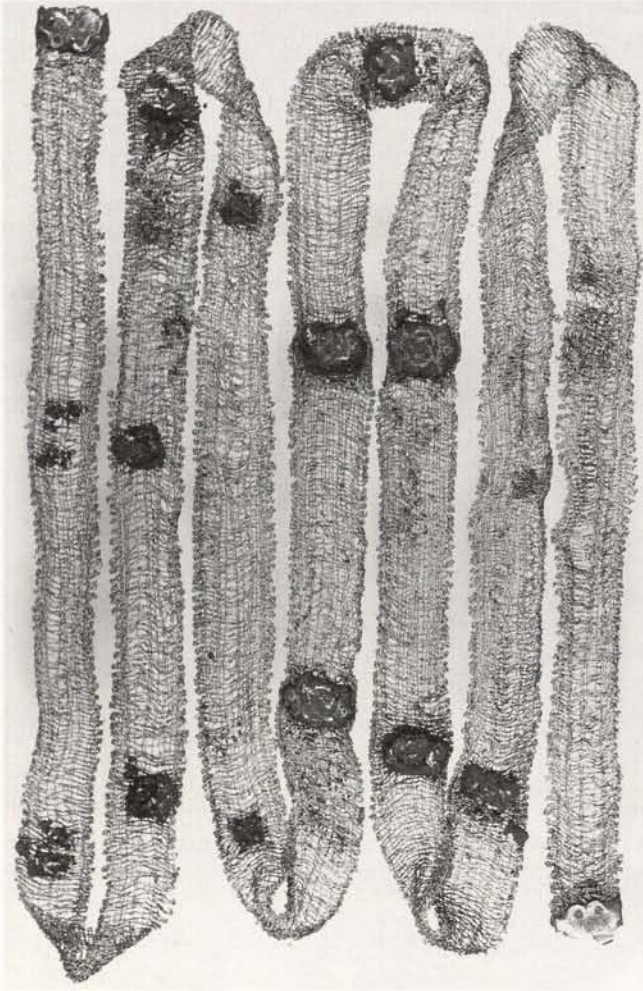
Abb. 75. Lübeck, Rathaus, Erker mit reicher Renaissanceschnitzerei von 1586, wohl Tönnies Evers d. J.

Abb. 76. Lübeck, Große Petersgrube 23 (seit 1984 Musikhochschule Lübeck), Portal eines Kaufmannshauses des ausgehenden Rokoko, um 1780.



Abb. 77. Lübeck, Backsteingotik und Expressionismus: zwei Figuren aus der «Gemeinschaft der Heiligen» von Ernst Barlach (1930/32) an der Westfront der Katharinenkirche (um 1350).



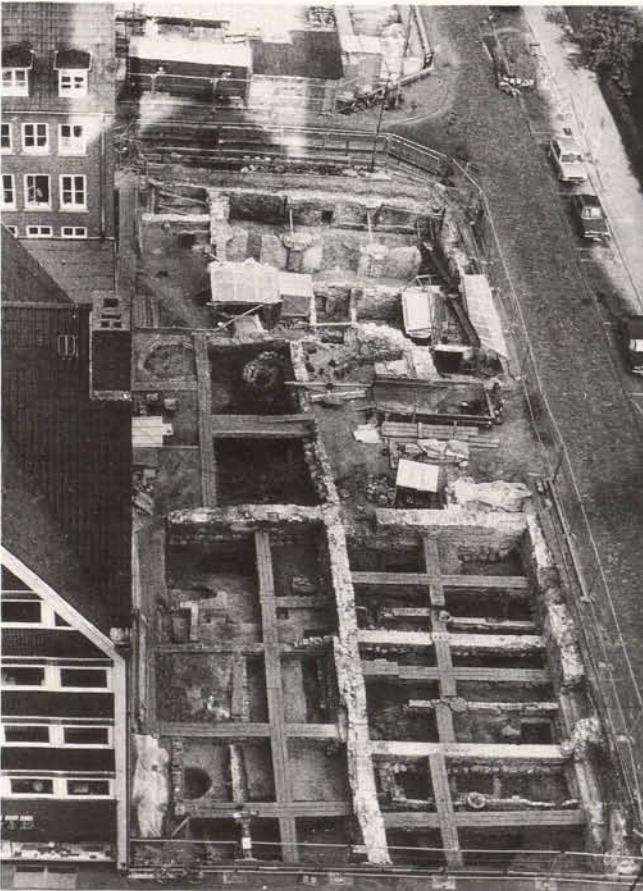


◁ Abb. 78. Lübeck, ergrabener Seidengürtel mit vergoldeten Silberbeschlägen vom Ende des 14. Jahrhunderts, aus einem Brunnen der ehemaligen Fronerei (Haus des Scharfrichters) auf den Schragen.



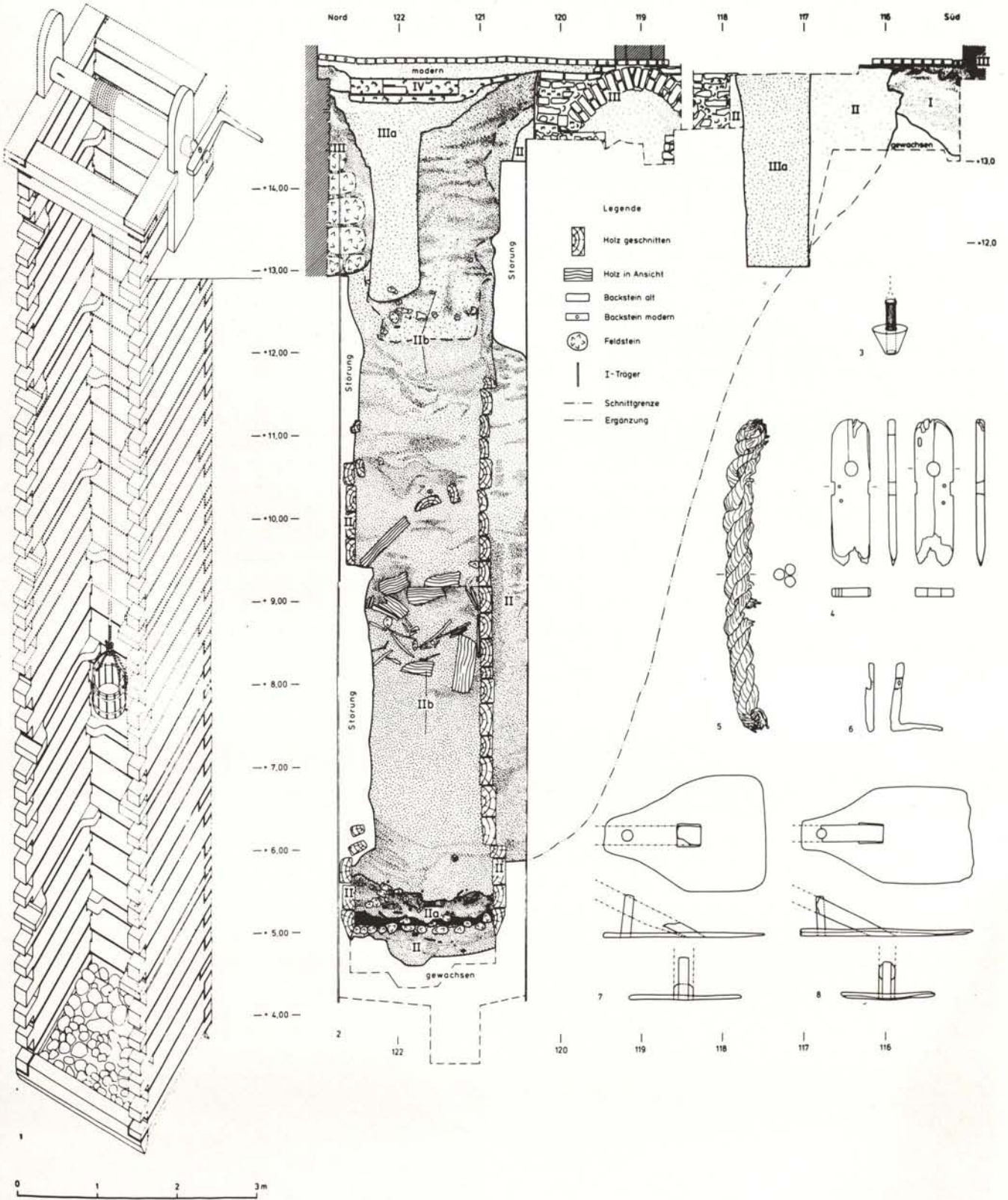
Abb. 79. Lübeck, mittelalterlicher Backsteinbrunnen der ehemaligen Fronerei (Haus des Scharfrichters) auf den Schragen.

Abb. 80. Lübeck, ehem. Burgkloster, ergrabener Holzbrunnen von 1155/56 (dendrochronologisches Datum), Wiederaufbau mit geringen Ergänzungen.



◁ Abb. 81. Lübeck, Grabung zu Füßen der Marien-Kirchtürme mit Befunden zu Topographie, Grundstücks- und Bebauungsstrukturen, 12. bis 17. Jahrhundert.





Hansestadt Lübeck, ehem. Burgkloster, Burgbrunnen von 1155/56. 1 Brunnen-schacht mit Förder-einrichtung, Befund mit Rekonstruktion in Militärperspektive. M. 1:30. 2 Nord-südprofil nahe Koordi-nate 97 (vgl. Abb. 16). M. 1:30. Legende: I = slawischer Graben; II = Brunnen mit Baugrube, IIa = Ver-fallsschicht des Brunnen, IIb = Auffüllung des Brunnen; III = Fundamente und Baugruben des Kloster-refektoriums nach 1227; IIIa und IV = Veränderungen im Innern des Klosterrefektoriums. 3 Lot aus Blei mit Holzstäbchen Fd.-Nr. 881. M. 1:3. 4 Seitenwange der Förder-einrichtung aus Eichenholz Fd.-Nr. 773 (vgl. Rekonstruktion). M. 1:30. 5 Aufzugseil der Förder-einrichtung aus Eichenholz Fd.-Nr. 872. M. 1:3. 6 Handkurbel der Förder-einrichtung aus Eichenholz Fd.-Nr. 887. M. 1:30. 7-8 Holzschau-feln Fd.-Nr. 813. M. 1:5.

Abb. 82. Lübeck, ehem. Burgkloster, Burgbrunnen von 1155/56 (vgl. Abb. 80), zeichnerische Dokumentation nach G.P. Fehring.

# Schloß Sanssouci und die Potsdamer Schlösser und Gärten, Schloß Glienicke und Pfaueninsel

Zehn Kilometer südwestlich von Berlin gelegen, in einer schönen nacheiszeitlichen Landschaft, in der von Erosion abgetragene Hügel und Moränenschutt den Lauf der Havel nach Westen umgelenkt und eine Kette von Seen gebildet haben, gewinnt Potsdam, das schon im 10. Jahrhundert urkundlich erwähnt wird, erst unter dem «Großen Kurfürsten» Friedrich Wilhelm (1620–1688) einige Bedeutung. 1661 errichtet er hier ein Residenzschloß, 1685 unterzeichnet er das Potsdamer Edikt, dessen politische Bedeutung keines Kommentars bedarf.

Potsdam besaß schon seit 1640 eine kleine Garnison. Die militärische Bedeutung wurde nach dem Aufstieg Preußens zum Königreich noch verstärkt, vor allem durch Friedrich Wilhelm I., der 1713 seine Regierung antrat. Um die Stadt zu bevölkern, lud der Soldatenkönig, der Schmied der Machtstellung Preußens, zur Einwanderung ein: Bei seinem Tod 1740 zählte Potsdam 11.708 Einwohner; sie wohnten in 1.154 Gebäuden, die das Ergebnis von zwei aufeinanderfolgenden Stadtbauprogrammen waren.

Unter Friedrich II. dem Großen (1712–1786) erlebte Potsdam eine vollständige Umwandlung. Der neue König war durch seine Neigung für die Wissenschaften und Künste in Konflikt mit seinem Vater geraten und galt wegen seiner Beziehungen zu französischen und englischen Philosophen als Anhänger der Aufklärung. Er wollte neben der Garnisonsstadt und neben der Siedlung für die neu zugezogenen Bürger des Soldatenkönigs seine Residenz, das preußische Versailles, errichten.

Potsdam bestand damals aus einer Ansammlung von Wäldern, vermischt mit Sümpfen und Seen, durchquert von sternförmig angelegten Forstwegen, nach einem unorganischen Plan zerschnitten von Rasenplätzen und Alleen. 1744 befahl Friedrich II. am Südhang eines Hügels, des Kahlenbergs, der sich zwei Kilometer westlich der Stadt erhob, auf sieben Terrassen einen Weinberg zu pflanzen. Am 14. April 1745 wurde der erste Stein seiner Sommerresidenz auf der obersten Terrasse des Weinbergs gelegt.

Abb. 83. Schloß Sanssouci, Gartenseite, Radierung von A. L. Krüger, 1780.

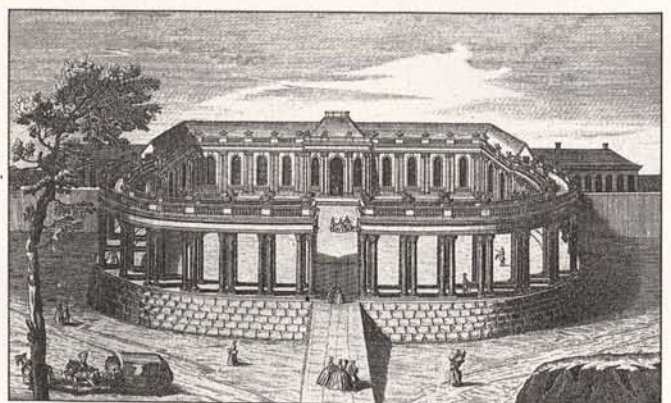


«Sanssouci» – ein Name, der die Träume des Königs von Intimität und Einfachheit verrät – übersetzt das Thema der Villa rustica in den Marmor, die Spiegel und das Gold eines Rokoko-schlusses. Das eingeschossige Schloß besteht aus einer in der Mitte gelegenen, vorspringenden Rotunde, dem Marmorsaal, und aus je einer seitlich anschließenden Folge von fünf Zimmern. Die östliche Zimmerflucht diente dem König als Wohnung, die westliche war für Gäste bestimmt: Im vierten Zimmer hielt sich von 1750 bis 1753 Voltaire auf, anfangs begeistert, später enttäuscht.

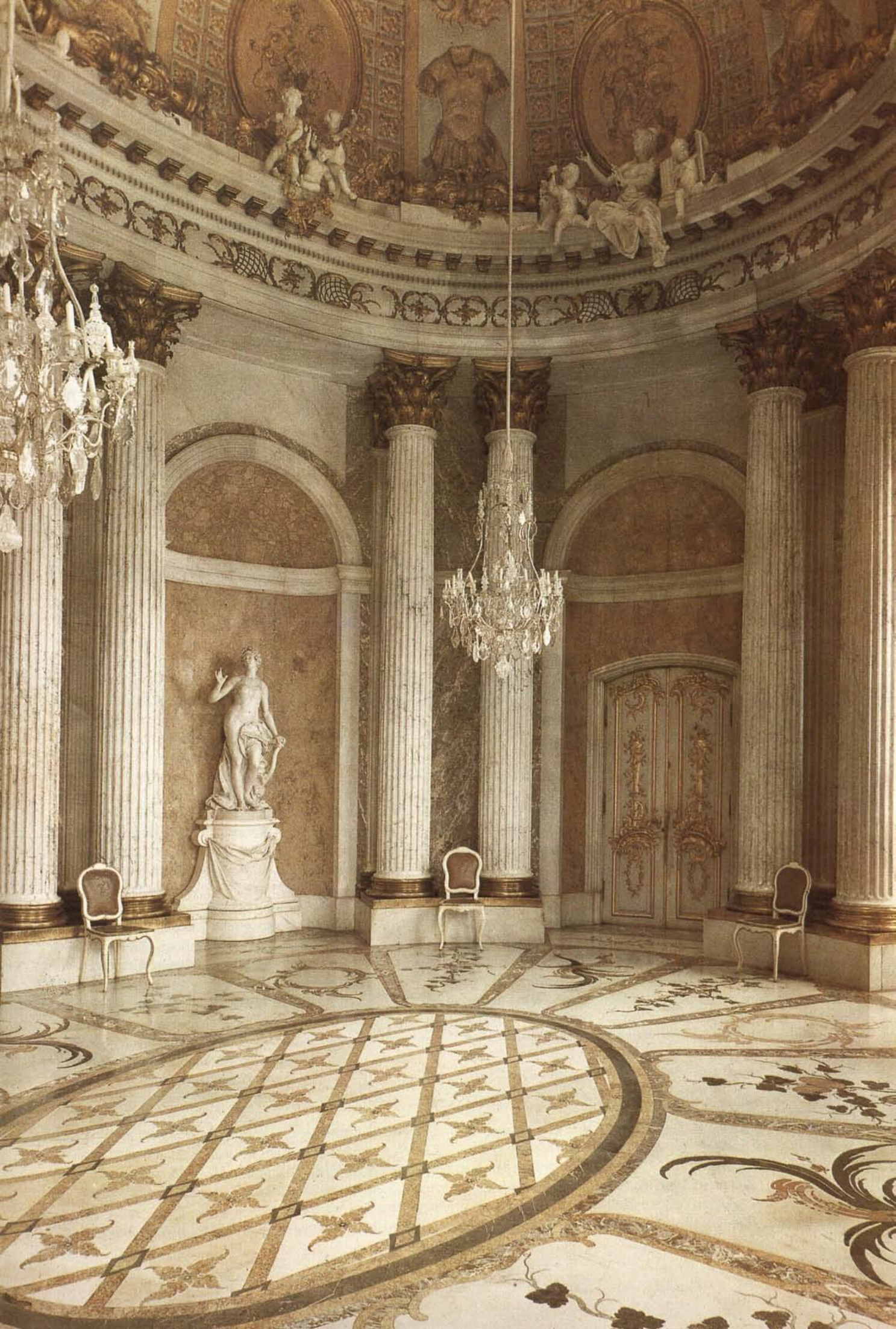
Friedrich II. war die treibende Kraft beim Bau von Sanssouci: Der Architekt, Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, dem er gleichzeitig Freund und Mäzen war, verdankte ihm seine Ausbildung in Rom, Venedig, Florenz, Dresden und Paris. Er war, wie es scheint, aufgeschlossen gegenüber den Wünschen seines königlichen Bauherrn, der darauf bedacht war, Prunk mit Einfachheit zu verbinden. Das ikonographische Programm ist Ausdruck dieses Paradoxons: Um ein Winzerhaus vorzutauschen, wird die Südfassade von 36 Bacchanten und Bacchantinnen von der Hand des Bildhauers Christian Glume gegliedert, die in der Funktion von Karyatiden das Gebälk unter den Mansarddächern der Flügel und unter der Kuppel der zentralen Rotunde tragen.

Der 290 ha große Park, der das Schloß begleitet, wurde in zwei Bauabschnitten angelegt und ist auf eine Anzahl von Gebäuden ausgerichtet. Zuerst entstanden, einander im Westen und Osten des Schlosses entsprechend, die Bildergalerie und die Alte Orangerie, die 1771/74 unter dem Namen Neue Kammern zu Wohnräumen umgebaut wurde. Ebenfalls noch im ersten Bauabschnitt wurde eine Anzahl kleinerer Gebäude errichtet; hervorgehoben seien die Grotte des Neptun, das letzte Werk von Knobelsdorff (+ 1753), zu seinen Lebzeiten begonnen, aber erst nach seinem Tod vollendet (1751–1757), und das chinesische Teehaus, ein exotisches Meisterwerk, erbaut unter der Leitung von Büding, dem Architekten der Bildergalerie.

Abb. 84. Schloß Sanssouci, Ehrenhofseite, Kupferstich von J. F. Schlegel, um 1765.



Schloß Sanssouci, Marmorsaal, vollendet 1748. Hier fanden die berühmten Tafelrunden Friedrichs II. statt.



Nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) ließ Friedrich der Große am äußersten Westende der etwa zwei Kilometer langen «Hauptallee» das Neue Palais errichten, ein mächtiger Bau im Rokokostil mit mehr als 200 Räumen, darunter der berühmte Muschelsaal. Andere kleine, im Park verteilte Gebäude sind der Antikentempel, der Freundschaftstempel, das Belvedere und der Drachenvavillon (1770), eine Variation von Claus von Gontard auf das Thema der Pagode von William Chambers in Kew.

Die Nachfolger Friedrichs II. gaben sich keine Mühe, das begonnene Werk fortzuführen. Nur Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), der erst 1840 König von Preußen wurde, widmete sich ihm von Jugend an. Der Kronprinz erwarb eine im Süden gelegene Domäne, um den Park zu erweitern. Er beauftragte Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) mit dem Bau des kleinen klassizistischen Schlosses Charlottenhof und Peter Joseph Lenné (1789–1866) mit der Anlage eines romantischen Parks. Lenné zeichnete auch den Sizilianischen Garten und den Nordischen Garten, nördlich der Hauptallee.

Bis 1860 erhoben sich neue Bauwerke in dem erweiterten Park: Die Römischen Thermen, von Schinkel und Persius, veranschaulichen ebenso wie die Fasanerie von Persius die Neigung der Epoche zu einer sentimental und poetisch aufgefaßten Antike. Die Orangerie, deren von Ludwig Persius (+ 1845) entworfene Pläne von Stüler und Hesse aufgegriffen wurden, nimmt sich den Aufriß der Villa Medici in Rom zum Vorbild, die Friedenskirche den der Basilika von San Clemente. Der Garten von Marly, der sie umgibt, macht den Eklektizismus eines Programms deutlich, das Geschichte nachzubilden versucht, indem es zeitlich nicht zusammengehörende Dinge nebeneinander stellt.

Zu dem von der DDR präsentierten Eintragungsvorschlag gehören noch zwei andere, aus Parks, Schlössern und kleineren Gebäuden zusammengesetzte Ensembles:

- Der Neue Garten ein Park von 74 ha Größe im Westen des Heiligen Sees nordöstlich von Sanssouci. Unter der Regierung von Friedrich Wilhelm II. (1786–1797) angelegt, war er das Werk von Eyserbeck dem Jüngeren, dem Gärtner von Wörlitz. Lenné gestaltete ihn im 19. Jahrhundert völlig um. Im Mittelpunkt des Parks erhebt sich das Marmorpalais, die Sommerresidenz des Königs, von C. Gontard errichtet und von K. G. Langhaus ausgestattet. Im äußersten Norden des Parks befindet sich Schloß Cecilienhof, die 1913–1916 errichtete Nachbildung eines englischen Cottage; es war im August 1945 der Ort, an dem das Potsdamer Abkommen unterzeichnet wurde.
- Der Park von Babelsberg, von 1833 an geschaffen, mit einem für den künftigen Kaiser Wilhelm I. geschaffenen Schloß, entstand in den letzten Jahren der Zusammenarbeit zwischen dem Gartenarchitekten Lenné (er lieferte Entwürfe, die leider nicht ausgeführt wurden) und dem Architekten Schinkel. Dieser hatte sich mit seinem Schaffen der Gotik genähert (seine «gotischen» Werke sind heute die am meisten geschätzten) und machte Babelsberg zum Zeugnis sei-

ner erstaunlichen Kenntnis der mittelalterlichen Architektur, gleichrangig mit den großen neugotischen Schöpfungen von Pugin bis Viollet-le-Duc.

Mit seinen 500 ha Parks und seinen 150 Bauwerken, deren Entstehung sich über die Zeitspanne von 1730 (Jagdpavillon) bis 1916 (Cecilienhof) erstreckt, bildet die Gesamtanlage der Parks von Potsdam ein Kulturgut von außergewöhnlicher Qualität. ICOMOS empfiehlt, es unter Bezug auf die Kriterien I, II und IV in die Liste des Welterbes aufzunehmen.

**Kriterium I.** Die Gesamtheit der Schlösser und Parks von Potsdam ist eine außergewöhnliche Kunstschöpfung, deren Einheit durch den eklektischen, auf Fortentwicklung angelegten Stilcharakter eher noch verstärkt wird: Von Knobelsdorff bis Schinkel, von Eyserbeck bis Lenné folgen aufeinander am selben Platz Meisterwerke der Architektur und der Landschaftsgestaltung, die einander entgegengesetzte und miteinander als unversöhnbar geltende Stile vertreten, ohne daß dies der Harmonie einer fortschreitend erfundenen Gesamtkomposition schadet. Die Errichtung der Friedenskirche ab 1845 war das Zeichen einer entschiedenen Hinwendung zum Historismus: Diese nazarenische Wiederholung der Basilika San Clemente in Rom erinnert an die Grundsteinlegung von Sanssouci, dem Rokoko-schloß par excellence, am 14. April 1745.

**Kriterium II.** Potsdam-Sanssouci – das man oft das «preußische Versailles» genannt hat – faßt eine große Zahl von Einflüssen aus Italien, England, Flandern, Paris und Dresden zusammen. Schloß und Park sind eine Synthese der Kunstrichtungen des 18. Jahrhunderts in den Städten und Höfen Europas, sie sind aber auch selbst wieder Vorbilder gewesen, die erheblich auf die Entwicklung der monumentalen Künste und der Gestaltung des Freiraums in den Ländern jenseits der Oder eingewirkt haben.

**Kriterium III.** Wie Versailles (1979 in die Liste des Welterbes eingetragen) bietet auch Potsdam-Sanssouci ein aus europäischer Perspektive hervorragendes Beispiel von Architekturschöpfungen und Landschaftsgestaltungen vor dem geistigen Hintergrund der monarchistischen Staatsidee. Durch ihre programmatische Weite unterscheiden sich diese königlichen Schöpfungen sehr deutlich von denen, welche fürstliche Residenzen wie Würzburg oder Blenheim (1981 und 1987 in die Liste des Welterbes aufgenommen) darstellen.

(Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag Schlösser und Parks von Potsdam-Sanssouci, April 1990)

Die Wiedervereinigung Deutschlands hat den Eintragungsvorschlag, den die Bundesrepublik dem Büro des Welterbekomitees bei seiner Sitzung im Juni 1990 gemacht hat und der den Vorschlag der damaligen DDR zur Eintragung der Schlösser und Gärten von Potsdam ergänzen sollte, noch einleuchtender gemacht. Von 1945 bis 1990 hat eine Grenze willkürlich eine

einzigartige historische und künstlerische Einheit geteilt, die im Lauf von mehreren Generationen von Fürsten und Prinzen des preußischen Königshauses, Architekten und Landschaftsgestaltern auf beiden Seiten der Havel und der Glienicker Lake zusammengefügt worden war.

Ein wichtiges Element dieser Einheit, die Blickbeziehungen

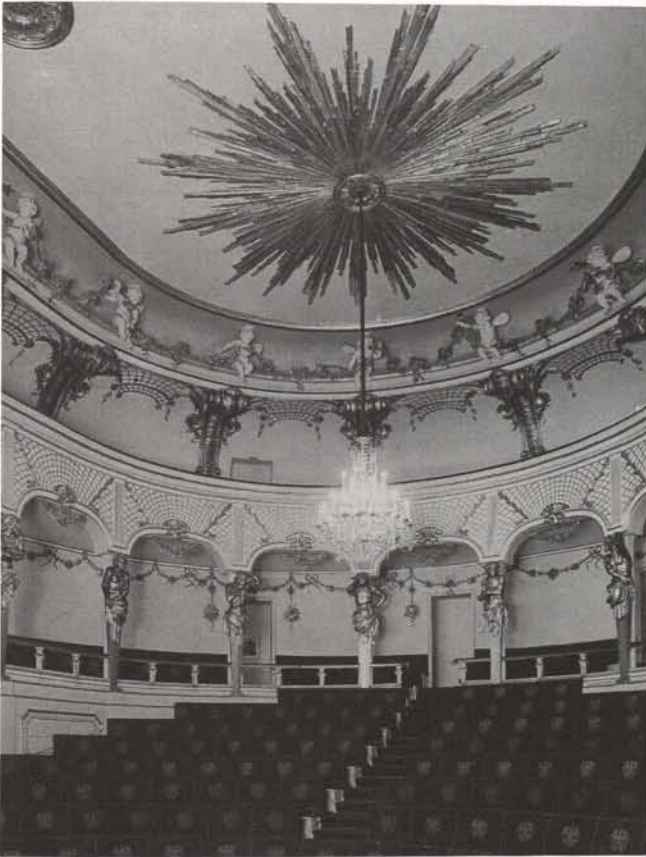


Abb. 86. Theater im südlichen Hauptflügel des Neuen Palais, eröffnet 1768, entworfen von Johann Christian Hoppenhaupt d. J.

zwischen den auf bewaldeten Moränenhügeln sich erhebenden und durch zahlreiche Havelbuchten und Seen voneinander getrennten Baudenkmalern, konnte auch durch die 1961 errichtete Berliner Mauer nicht zerstört werden: Die West-Berliner konnten immer noch, über die Grenze hinweg, die Silhouette von Potsdam, Schloß und Park Babelsberg, Teile von Sanssouci (den Pfingstberg und den Ruinenberg) sowie die Heilandskirche von Sakrow sehen.

Die von der Bundesrepublik Deutschland im Juni 1990 zur Eintragung vorgeschlagenen Denkmalbereiche sind folglich integrierender Bestandteil eines unteilbar Ganzen, und nur die außergewöhnlichen zeitgeschichtlichen Umstände rechtfertigen es, daß sie getrennt von Potsdam-Sanssouci in einer eigenen Stellungnahme gewürdigt werden.

Geschichtlich gesehen stellt die Erschließung des östlich der Havel gelegenen, schon vor der Wiedervereinigung zur Bundesrepublik gehörenden Bereichs den letzten Abschnitt in der Folge von Umgestaltungen des von Mitgliedern des königlichen Hauses ererbt oder zu diesem Zweck erworbenen Grundbesitzes dar. Zwar hatte der Große Kurfürst schon 1680 das Ge-

biet von Glienicke seiner Residenz in Potsdam angegliedert und erst einen Park, dann ein Jagdhaus errichten lassen. Doch erst die Anlage der Berlin mit Potsdam verbindenden Königsstraße 1796–1798 schuf die Voraussetzungen dafür, daß der nunmehr zugänglich gewordene Bereich durch den Fürsten Hardenberg und vor allem, ab 1824, durch den Prinzen Karl von Preußen künstlerisch gestaltet wurde. Prinz Karl erwarb 1824 Klein-Glienicke und gab Karl Friedrich Schinkel den Auftrag, eine dem Zeitgeschmack entsprechende Sommerresidenz daraus zu machen. Schinkel schuf das Casino, baute 1825–1827 das Schloß um und errichtete zur selben Zeit die «Kleine Neugierde»; 1827 folgte dieser das Jagdwärterhaus bei Moorlake.

Nicht weit von Glienicke entfernt, auf der Pfaueninsel, errichtete Schinkel, diesmal im Auftrag von König Friedrich Wilhelm III., das die Fassade eines Danziger Patrizierhauses einschließende Kavaliershaus, das als Schweizerhaus gestaltete Wohnhaus des Hofgärtners und ein Palmenhaus.

Diese Bautätigkeit und die sie begleitenden Maßnahmen zur Gestaltung des Parks, die größtenteils das Werk von Peter Joseph Lenné waren, dauerten bis zum Tod des Prinzen Karl 1883 an. Sie wurden noch einmal aufgegriffen, als der Architekt Geyer 1889–1893 das Jagdhaus des Großen Kurfürsten, das älteste Baudenkmal des Bereichs, erweiterte.

Im wesentlichen zwischen 1824 und 1883 entstanden, sind die gärtnerischen und baulichen Schöpfungen in den Parks von Glienicke und der Pfaueninsel durch den zeittypischen Eklektizismus gekennzeichnet. Zwar wird der Englische Garten eindeutig bevorzugt, daneben aber beziehen sich berühmte Architekten wie Schinkel oder Ferdinand von Arnim und eine Vielzahl zweitrangiger Künstler teils nacheinander, teils gleichzeitig auf die Antike («Große Neugierde»), auf das Mittelalter (Klosterhof, Kavaliershaus der Pfaueninsel), auf die italienische Renaissance (Kavaliershaus von Glienicke) oder auf die einheimische Baukunst Osteuropas (Blockhaus Nikolskoe).

Der Eklektizismus einer historischen, diskret durch die romantische Landschaftsmalerei beeinflussten Architektur macht den Reiz dieser Parks aus, die diejenigen von Potsdam zeitlich und räumlich verlängern.

ICOMOS empfiehlt die Eintragung dieses Gesamtkunstwerkes in die Liste des Welterbes hauptsächlich im Hinblick auf Kriterium IV der Konvention. Nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg und einzelnen Unglücksfällen wie dem Brand des Blockhauses Nikolskoe 1984 ist ein Übergreifendes Programm für die Restaurierung der Gärten und Parks aufgestellt worden. Die Eintragung in die Liste des Welterbes wird, so ist zu hoffen, dazu beitragen, den herausragenden Wert dieses Erbes noch bewußter zu machen und den Fortgang der Arbeiten in allen Bereichen, auf die sich die beiden 1990 gemeinsam vorgelegten Eintragungsvorschläge beziehen, zu beschleunigen.

(Stellungnahme von ICOMOS  
zum Eintragungsvorschlag Schloß Glienicke  
und Pfaueninsel, April 1990)

Abb. 87. Plan des Parks von Sanssouci, Stahlstich von G. Meyer, 1853 (Ausschnitt).

Abb. 88. Die Communs gegenüber dem Neuen Palais nach Entwurf von Jean Laurent Legeay (1764), ausgeführt von Carl von Gontard 1766–1769.





Abb. 87







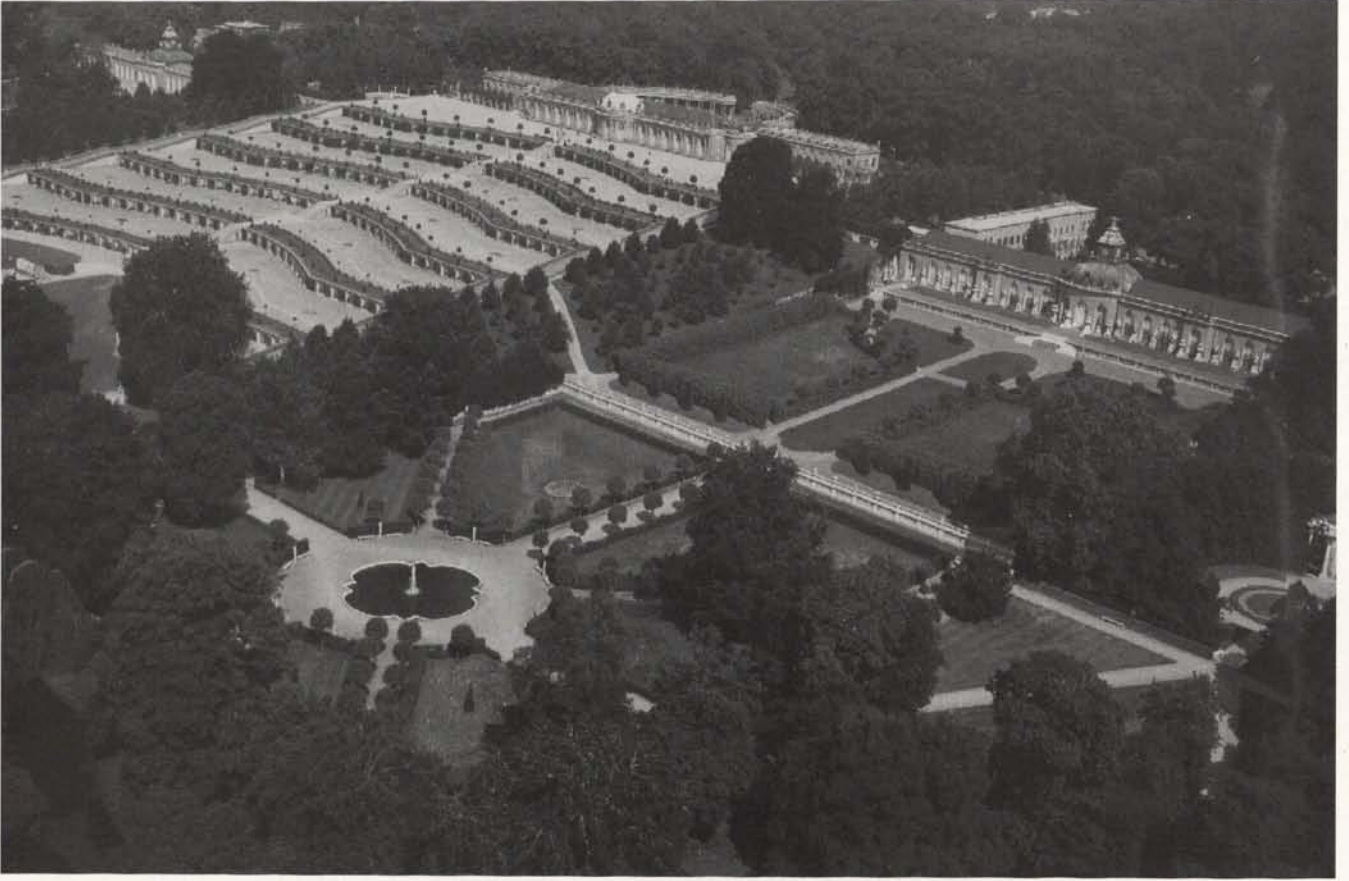


Abb. 89. Schloß Sanssouci mit Terrassenanlage, erbaut 1744/48 nach Skizzen Friedrichs II. und Entwürfen von Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, rechts die Bildergalerie, erbaut 1755/63 von Johann Gottfried Büding.

Abb. 90. Neues Palais im Park von Sanssouci, erbaut 1763/69 nach Plänen von Johann Gottfried Büding, Heinrich Ludwig Manger und Carl von Gontard.

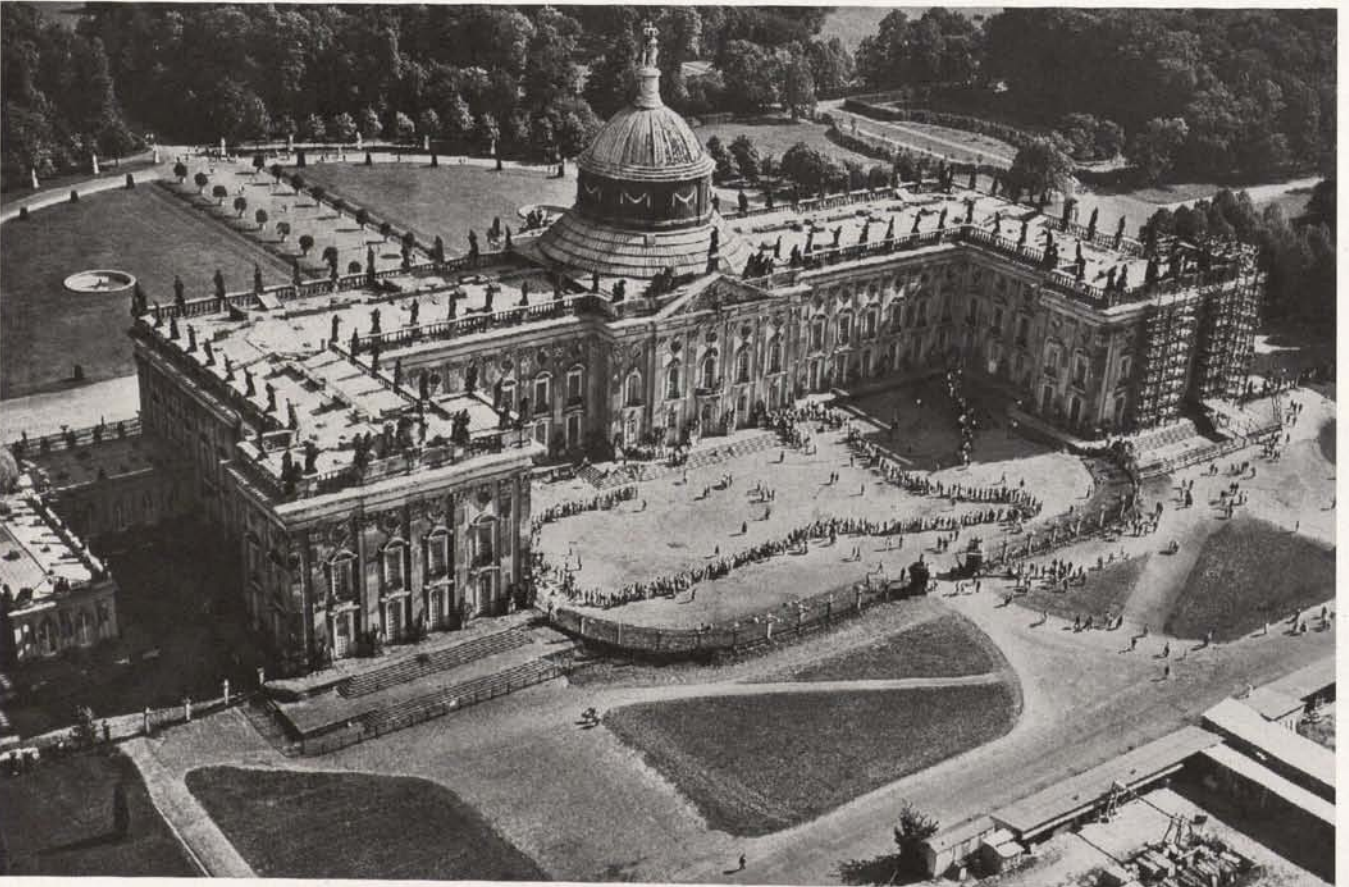




Abb. 91. Schloß Charlottenhof im Park Sanssouci, erbaut 1826/29 nach Entwürfen von Karl Friedrich Schinkel.

Abb. 92. Schloß Babelsberg im gleichnamigen Park, erbaut 1834/49 nach Entwürfen von Karl Friedrich Schinkel und Ludwig Persius, Park von Peter Joseph Lenné.



## Die Havelschlösser von Potsdam und Berlin

Vom Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm ging erstmals der Gedanke aus, um die Stadt Potsdam einen Bereich besonderer Landeskultur, geschmückt mit Schlössern und Gärten, zu entwickeln, – die Idee der «Insel Potsdam» war geboren.

Im Verlauf von mehr als zwei Jahrhunderten ist dann eine Schlösser- und Gartenlandschaft entstanden, die sich dadurch auszeichnet, daß aus der Vielfalt verschiedenster Parkanlagen ein einheitliches Ganzes geworden ist. Dieses, die barocke Stadt Potsdam umschließende Ensemble, ist durch die Sichtverbindungen zwischen den einzelnen Schlössern und Gärten wie auch deren Hinausgreifen in die umgebende Havellandschaft einmalig. Mit dem Bau der Berliner Mauer 1961 gerieten Uferstreifen des Neuen Gartens, des Parkes Babelsberg und des Parkes Sacrow in den Sicherheitsbereich der Staatsgrenze der ehemaligen DDR und wurden rücksichtslos entstellt oder – wie die Einsiedelei im Neuen Garten – zerstört. Im Park Babelsberg konnte die Vernichtung des Dampfmaschinenhauses von Ludwig Persuis noch verhindert werden. In den letzten sechs Jahren wurden folgende Restaurierungsarbeiten in den Gärten durchgeführt:

Im Neuen Garten sind 13 Hektar Parkgelände nach Beseitigung der Grenzanlagen neu bepflanzt worden. In diesem Bereich wurden die Wege nach Grabungsbefunden wiederhergestellt. Im Park Sacrow laufen die Arbeiten zur Regeneration des ehemaligen Grenzstreifens gerade an. Auf der Pfaueninsel ist der historische Rosengarten von 1821 wieder angelegt und das Lennésche Wegenetz in weiten Teilen nach Grabungsbefund rekonstruiert worden. Im Park Glienicke erhielt der restaurierte Pleasureground einen Nachguß der verlorengegangenen Laitière. Im Park Babelsberg ist die Wiederherstellung des durch die Grenzanlagen gestörten Uferstreifens noch nicht abgeschlossen. Ein Teil der Wege einschließlich des Bildstöckls und der Lennéschen Bucht ist bereits fertiggestellt; nach Luftbildauswertungen konnte auch hier die ursprüngliche Bodenmodellierung ermittelt und das Terrain in seiner historischen Form gestaltet werden. Außerhalb des Grenzgebietes sind die Wegesysteme am Schloß, an der Gerichtslaube und beim Flatowturm erneuert worden. Im Bereich Sanssouci wurde im Marly Garten das Lennésche Wegesystem ergraben und schrittweise rekonstruiert. Im Parkteil Charlottenhof wird der regelmäßige Rosengarten von 1836 wiederhergestellt. Im Bereich des Belvedere auf dem Klausberg und am Drachenhaus werden die Wege aus der Zeit Lennés und Georg Potentes erneuert. Auf dem Ruinenberg hat die Freilegung der wichtigsten Sichtverbindungen nach Bornstedt, zur Orangerie und zum Schloß Sanssouci begonnen. Auf dem Pfingstberg wurde das Berceau unterhalb des Belvedere rekonstruiert. Die regelmäßige Gartenanlage vor dem Pomonatempel konnte nach Grabungsbefunden restauriert und der Sichtenfächer auf die Stadt Potsdam, nach Babelsberg, nach Glienicke und zur Pfaueninsel geöffnet werden. In allen Gartenanlagen wird kontinuierlich an der Wiederherstellung und Regeneration der Gartenräume durch Fällungen und Nachpflanzungen gearbeitet.

Um das historisch gewachsene Zusammenspiel von Gärten und Bauwerken mit ihrer originalen Ausstattung als kulturelles

Erbe zu erhalten und einem breiten Publikum nahezubringen, wurde 1926 auf einer Denkmaltagung in Potsdam ein neuartiges Museumskonzept diskutiert, das die museale Öffnung der preußischen Schloßanlagen mit deren Denkmalpflege vereinbaren sollte. Nach Abdankung der Hohenzollern bestand die Chance, das kulturelle Ambiente von über zweihundert Jahren preußischer Geschichte erlebbar zu machen. Bis zum Kriegsausbruch wurde dann von der 1927 gegründeten Staatlichen Schlösserverwaltung das Stadtschloß von Potsdam, Schloß Sanssouci, die Bildergalerie, die Orangerie, das Chinesische Haus, das Neue Palais, Schloß Charlottenhof und die Römischen Bäder, das Marmorpalais mit der Einsiedelei, der Grotte am Jungferensee, dem Palmensaal der Orangerie und dem Schloßchen auf der Pfaueninsel sowie das Schloß Babelsberg und das Pfingstbergschloß mit dem Pomonatempel der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs mußten die Schloß- und Gartenanlagen an der Havel nun auch die Stellvertreterrolle für die vernichteten Stadtschlösser von Berlin und Potsdam übernehmen. Bestimmte Etappen der Stilentwicklung in der preußischen Kunstgeschichte kann man seitdem nur noch hier in ihrer originalen Ausprägung und ihrem historischen Zusammenhang erleben. Nach einer wechselvollen Geschichte in den Nachkriegsjahren, in der die ehemalige Staatliche Verwaltung der preußischen Schlösser und Gärten in eine (West-)Berliner und eine Potsdamer Institution gespalten wurde und die unzerstörten Schlösser in Babelsberg, Glienicke und im Neuen Garten einer substanzgefährdenden Fremdnutzung ausgesetzt waren, werden nach der Wiedervereinigung Deutschlands nun bald wieder alle bedeutenden Schlösser als Museen geöffnet sein.

Mit Sorge blickt man dagegen auf die gefährdeten Solitärgebäude, die als Sichtarchitektur die landschaftliche Verbindung zwischen den großen Gartenbereichen verdeutlichen und nicht der Schlösserverwaltung unterstehen. Neben dem Bauensemble des ehemaligen Kronortes in Bornstedt (Friedrich Wilhelm IV., Ludwig Persius, Heinrich Häberlen und August Stüler 1842-56) sind hier vor allem die ehemalige Einsiedelei unterhalb des Ruinenberges (Friedrich Wilhelm IV. und Ludwig Ferdinand Hesse 1856), die russische Kolonie Alexandrowka (Peter Joseph Lenné und Hauptmann von Snetlage 1826-27) mit der russisch-orthodoxen Kirche auf dem Kapellenberg (Wassili Petrowitsch Stassow und Karl Friedrich Schinkel 1826-29) oder die turmbekrönte Villa Henkel auf dem Pfingstberg (Eduard Titz und Friedrich Ernst Petzholtz 1867-69) zu nennen. Des weiteren sind die Bahnhofsanlagen der kaiserlichen Station «Bahnhof Wildpark» – ein Baudenkmal aus der Zeit der Wilhelminischen Nutzung des Neuen Palais und technisches Denkmal der preußischen Eisenbahngeschichte – in Gefahr, dem Ausbau der Berlin-Magdeburger Bahntrasse zum Opfer zu fallen. Auch die Blockhäuser von «Kongsnaes», einer kaiserlichen Matrosenstation in der Schwanenallee (Holm Hansen Munthe und Emil Doepler d.J. 1893-96) dürfen als letztes Zeugnis einer über zweihundert Jahre währenden Landschaftsgestaltung durch die Hohenzollernfürsten in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden.

## Derzeitige Restaurierungen

Dank der großzügigen Unterstützung der Messerschmitt Stiftung gelang es in den letzten drei Jahren, das 1945 ausgebrannte friderizianische Belvedere auf dem Klausberg wiederherzustellen (Abb. 98-99). Detaillierte Untersuchungen ermöglichten eine Rekonstruktion der Außenhaut und der zerstörten Kuppel. Im Zusammenhang mit der Rekultivierung der Gartenanlage soll auch die Balustrade auf der oberen Weinbergterrasse erneuert werden. Im Schloß Sanssouci wurden im vergangenen Jahr die Kleine Galerie, das Vestibül sowie das zweite und dritte Gästezimmer restauriert. Im Schlaf- und Arbeitszimmer werden die Arbeiten fortgesetzt, dort sollen die Wandbespannun-

gemalten Seidenresten ermöglichte die Rekonstruktion einer originalen Tapete im östlichen Kabinett.

In der Bildergalerie haben vor zwei Jahren umfassende Restaurierungsarbeiten begonnen. Anlaß war der bedrohliche Zustand der kostbaren Marmorinkrustationen an der Fensterwand. Nach langwieriger Erprobung wird der Giallo antico, der sich von den Wandflächen löst, nun wieder in der alten Technik auf Sandstein doubliert. Durch die großzügige Förderung der Freunde der preußischen Schlösser konnte in Italien zusätzlich neuer Broccatello für den Fußboden erworben werden. Bei einer früheren Restaurierung hatte man die für den Raumein-

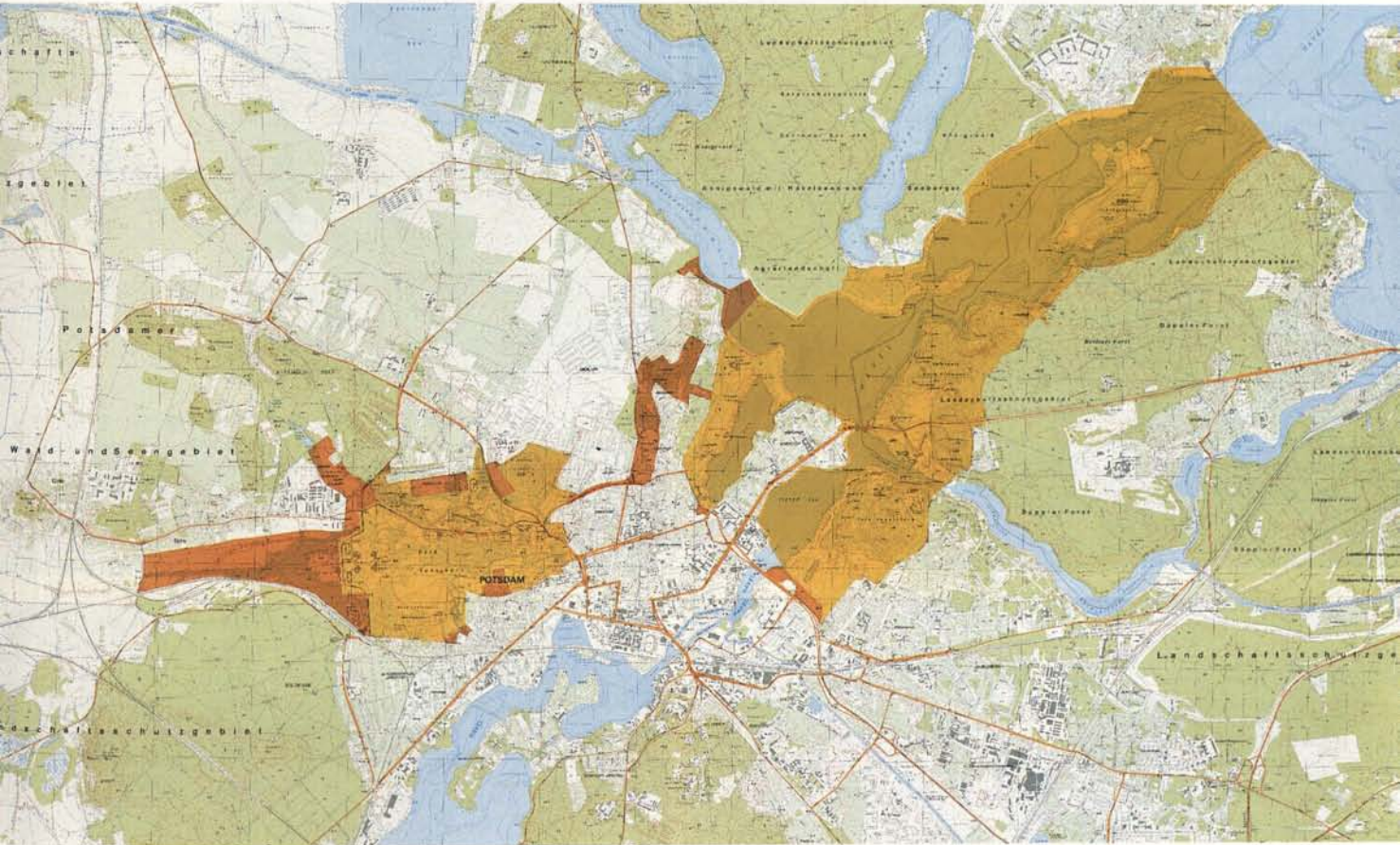


Abb. 93. Topographische Karte von Potsdam und Umgebung. Das Gebiet des Weltkulturerbes ist gelb hervorgehoben. Rot gekennzeichnet sind zugehörige Bereiche, deren spätere Einbeziehung sich empfiehlt.

gen erneuert und die frühklassizistischen Wandfassungen gereinigt und gefestigt werden.

Nach dreijähriger Restaurierung ist im vergangenen Jahr das Chinesische Haus wiedereröffnet worden. Die Arbeiten wurden durch eine Stiftung der Daimler-Benz AG gefördert. Neben einer umfassenden Konservierung der Deckenmalereien (Thomas Huber nach einem Entwurf von Blaise Nicolas Le Sueur) sind dort die Vergoldungen und textilen Bespannungen in den Kabinetten erneuert, die vergoldeten Sandsteinskulpturen restauriert und die Außenwände nach Befund mit Kalkfarben gestrichen worden. Die sensationelle Entdeckung von hand-

druck sehr wichtigen gelben Marmorfliesen gegen dunkelrote aus einheimischem Marmor ausgetauscht. Nachdem die Steinmetz-, Maler- und Vergolderarbeiten in den Galerieflügeln nun weitgehend abgeschlossen sind und im Fußboden zur Klimatisierung des Galerieraumes eine Temperierung installiert worden ist, sollen abschließend auch die Tribuna und das östliche Kabinett restauriert werden.

Im Marmorpalais wird die 1988 begonnene Instandsetzung kontinuierlich weitergeführt. Mit der Restaurierung des Belvederes, der Erneuerung des Kupferdaches und der aufwendigen Instandsetzung der Fassade ist in diesem Jahr ein weiterer wich-



Abb. 94. Johann Baptist Hössel und Bembé nach W. von Möllendorf: «Plan von Potsdam und Umgebung mit Benutzung der Gartenpläne des Königl.: Garten-Directors Lenné», Radierung vom Beginn der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts. Von den am Rand abgebildeten Gebäuden wurden das Stadtschloß, das (Offiziers-) Kasino, die Garnison- und die Heiliggeistkirche sowie das städtische Schauspielhaus im Krieg zerstört. Das ausgebrannte Belvedere auf dem Klausberg konnte in den letzten Jahren wieder aufgebaut werden.

tiger Abschnitt zur Wiederherstellung geleistet worden. Im Inneren hat man in mehreren Räumen die Restaurierung begonnen, um die für 1997 geplante Teileröffnung vorzubereiten. Durch die jahrzehntelange Vernachlässigung dieses bedeutenden Gebäudes aus der Zeit des preußischen Frühklassizismus, an dessen Erbauung so bedeutende Künstler wie Gontard, Langhans und Schadow beteiligt waren, sind komplexe Maßnahmen zur Konservierung notwendig geworden, so daß die Arbeiten noch eine längere Zeit in Anspruch nehmen werden.

Mit dem Pomonatempel und dem Flatowturm wurden auf dem Pfingstberg und im Babelsberger Park in den vergangenen Jahren zwei bedeutende Aussichtsarchitekturen wiederhergestellt, die seit dem 19. Jahrhundert das Bild der Potsdamer Havellandschaft prägen.

Das Schloß Glienicke (Abb. 95) soll im nächsten Jahr als Museum geöffnet werden. Mobiliar, Skulpturen und Gemälde aus dem Besitz des Prinzen Karl kehren an ihren ursprünglichen Standort zurück und sollen wie im gegenüberliegenden Schloß Babelsberg an die Zeit der großartigen Landschaftsgestaltung durch Lenné, Schinkel, Persius und Pückler im 19. Jahrhundert erinnern. Für Friedrich Wilhelm IV., der die Künstler zur Vollendung dieser einzigartigen Kulturlandschaft angeregt hat, wird 1995, im Jahr seines 200. Geburtstags, eine große Ausstellung

vorbereitet. Sie findet in der Orangerie von Sanssouci statt. Hier ist 1994 der Raffaelsaal restauriert (Abb. 97) und mit der Instandsetzung der westlichen Pflanzhalle begonnen worden.

#### Ausblick

Da der Antrag auf Anerkennung der Havelschlösser und ihrer Gärten 1989 noch von beiden deutschen Staaten betrieben wurde, sind mehrere zum Gesamtensemble gehörende Parkflächen nicht in das Welterbe aufgenommen worden, weil sie dem Militärgelände von NVA und Sowjetarmee zu nahe waren. Es handelt sich um Schloß und Garten Lindstedt und den Pfingstberg. Die Bornstedter Kirche mit ihrem berühmten Friedhof blieb ebenfalls außerhalb des Schutzgebiets.

Es ist geboten, später auch diese Bereiche und angrenzende Uferstreifen in die Schutzzone des Weltkulturerbes einzubeziehen. Die großzügige Arrondierung im Bereich von Sacrow oder der Pfaueninsel und Glienicke sollte auf das Potsdamer Gebiet übertragen werden. Hätte es in Babelsberg einen ähnlich großzügigen Randbereich gegeben, wäre die nun von allen als verfehlt empfundene Bebauung am Glienicker Horn unterblieben.

Michael Seiler und Klaus Dorst



Abb. 95. August C. Haun nach August Wilhelm Ferdinand Schirmer, Blick in den Hof des Schlosses in Glienicke, 1854, kolorierte Lithographie.

Abb. 96. Neue Kammern, Ovid-Galerie. Rantz d.Ä. und d.J., Carl Lieb, Jameck u. a. nach einem Entwurf von Johann Christian Hoppenhaupt d. J., 1773-75.



Abb. 97. Orangerie von Sanssouci, Blick in den 1993 restaurierten Raffaelsaal im Zentrum des Gebäudes.



## Die Restaurierung des Belvedere auf dem Klausberg

Außerhalb des eigentlichen Schloßparks von Sanssouci und zur Zeit seiner Erbauung durch private Äcker und Felder von diesem getrennt, errichtete Friedrich der Große auf der höchsten landschaftlichen Erhebung das Belvedere.

Das mächtige Gebäude, das nur zwei kreisrunde, übereinanderliegende Räume enthält, wird im Erdgeschoß von einem ionischen und im Obergeschoß von einem korinthischen, überwölbten, offenen Säulenring umgeben. Sie erweitern sich im Osten und Westen um Altane. Im Norden ist dem Gebäude eine große Freitreppe mit zwei U-förmigen Läufen vorgestellt. Bekrönt wird das Belvedere von einer hölzernen, kupfergedeckten Kuppel.

Zum dekorativen Schmuck gehören zwanzig Sandsteinfiguren, die die Dachbalustrade schmücken, u. a. geschaffen von den Bildhauern Joseph Joachim Kaplunger, Johann Christoph Wohler, Philipp Gottfried Jenner und aus der Werkstatt von Hennickes Witwe. Bei diesen Figuren handelt es sich um eine Art Götterreigen aus der griechisch-römischen Mythologie, bei dem sich jeweils ein Paar ansieht und einem anderen den Rücken zukehrt. Da die Attribute z. T. erst nach einer 1902/03 erfolgten Restaurierung neu hinzugefügt wurden, ist eine genaue Zuweisung in manchen Fällen noch schwierig. Ein Teil dieser Sandsteinfiguren mußte nach Fotos rekonstruiert werden, um das ursprüngliche Konzept wiederherzustellen.

Als letztes friderizianisches Gebäude im Umfeld von Sanssouci wurde das Belvedere 1770 nach einer sehr kurzen Bauzeit von nur einem Jahr fertiggestellt. Die sofort daran anschließenden, umfangreichen «Korrekturmaßnahmen» weisen darauf hin, daß auch hier der König selbst als Entwurfsverfasser anzusehen ist. Angeregt durch Bianchinis zeichnerische Phantasiestruktur des Marcellum des Augustus in Rom, gelang ihm eine völlig eigenständige architektonische Lösung.

Mit der Veränderung des Außenbaus wurde auch die entsprechende Planung für die Ausstattung der beiden Salons aufgegeben. Der obere Salon wurde nun mit grünem Stuckmarmor und vergoldeten Blumengirlanden und Rocailles dekoriert; die hohe Kuppel erhielt eine Wolkenmalerei mit bunten exotischen und einheimischen Vögeln, ausgeführt von den Malern Baron und Bock. Der untere Salon bekam eine Inkrustation aus rotem Jaspis und weißem Marmor aus Schlesien. Durch die Brüder Calame und Kambly wurde hier ein höchst bemerkenswerter Gesellschaftsraum des friderizianischen Rokoko geschaffen, der einzige, der ohne ornamentale Dekoration in Gold und Silber, ausschließlich aus der Strenge seiner Architektur und des verwendeten Materials seine Wirkung bezieht.

Das exponiert auf derselben Hügelkette wie Schloß Sanssouci gelegene Belvedere wurde noch wenige Tage nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs durch russischen Panzerbeschuß stark beschädigt und war seitdem als völlig ausgebrannte Ruine dem Verfall preisgegeben.

Die Überwindung der Trennung beider Teile Deutschlands stellte eine neue Herausforderung an den Denkmalschutz dar, der sich auch die Messerschmitt Stiftung gestellt hat. Sie hat die bisherige selbstgewählte Begrenzung ihres Wirkens auf den süddeutschen Raum, insbesondere auf Bayern, Oberösterreich sowie Nord- und Südtirol, erweitert und sich zahlreicher Objekte im östlichen Bereich angenommen. Ein deutliches Zeichen – und damit eine Aufforderung zur Nachahmung – wurde mit der Gesamtrestaurierung des Belvedere auf dem Klausberg gesetzt, dem ersten im Osten Deutschlands übernommenen und bislang umfangreichsten Projekt der Messerschmitt Stiftung.

In den Jahren 1990 bis 1993 wurde vorrangig die Wiederherstellung des Baus in seinem Äußeren betrieben; die Innenrestaurierung ist noch nicht abgeschlossen.



Abb. 98. Belvedere, Nordseite, Zustand 1989.



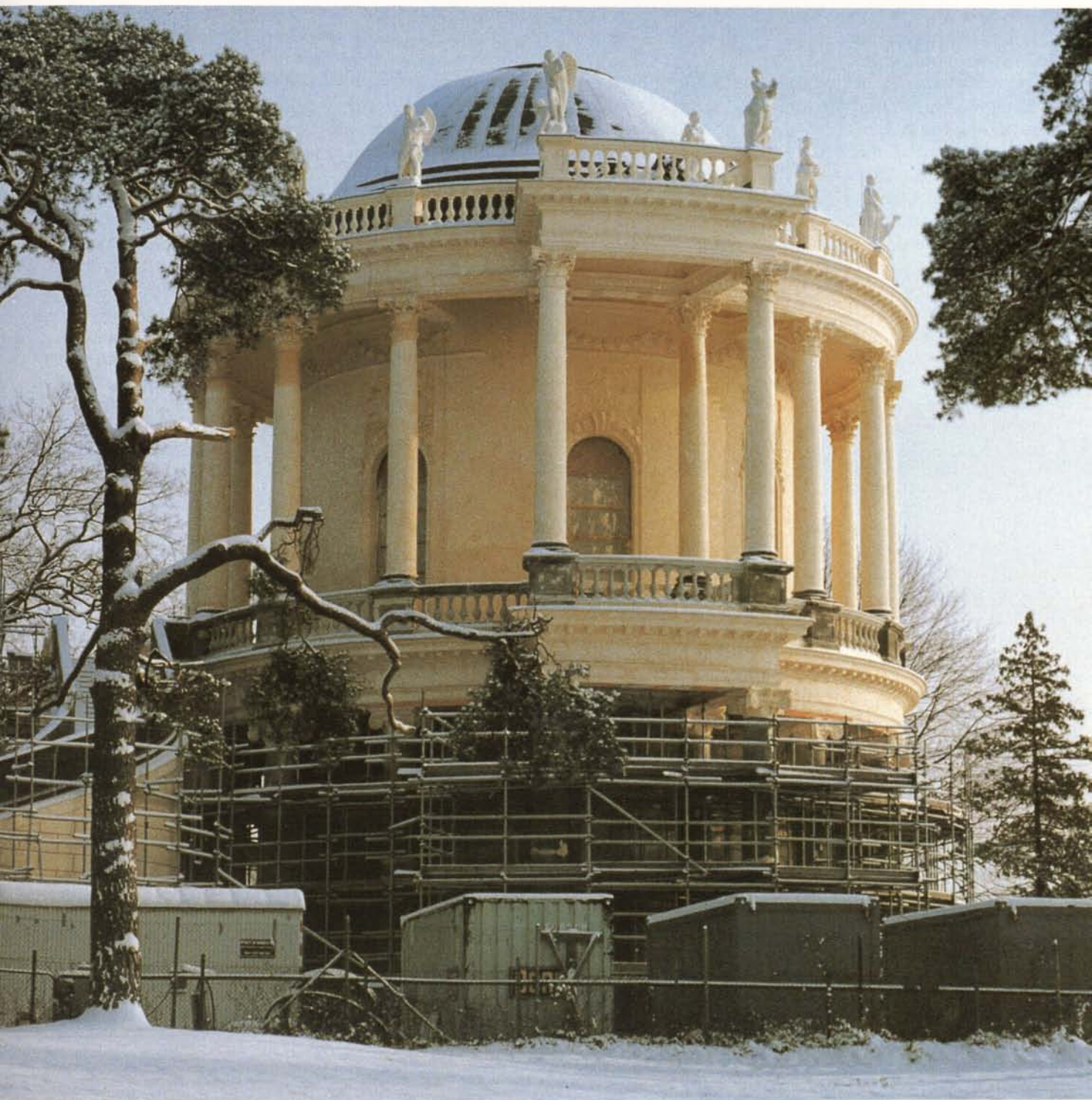


Abb. 99. Belvedere Nordseite, vor Abschluß der Restaurierungsarbeiten.

# Kloster Lorsch

In der kleinen Ortschaft Lorsch zwischen Worms und Darmstadt erinnert die berühmte Torhalle, eines der ganz wenigen Denkmäler der Karolingerzeit, das über die Jahrhunderte hinweg sein ursprüngliches Aussehen bewahrt hat, an die vergangene Größe einer um 760/764 gegründeten Abtei.

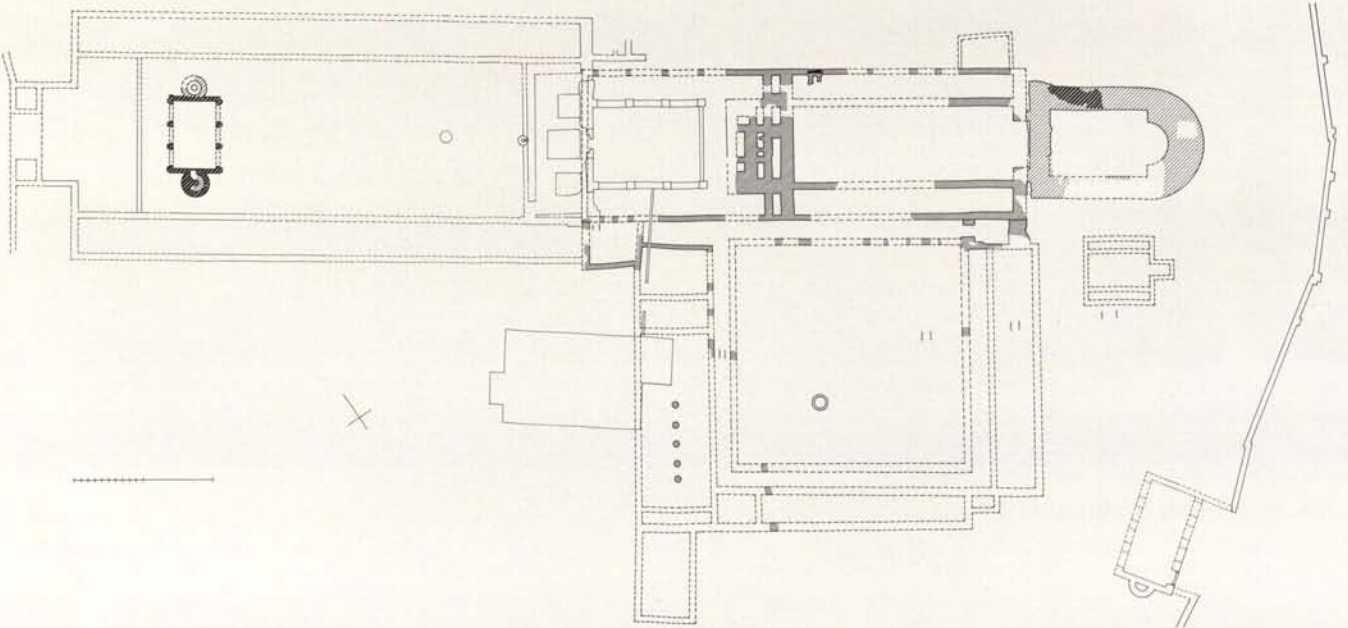
Ihr erster Abt war Bischof Chrodegang von Metz (†766), der vor 764 Mönche aus Kloster Gorze ansiedelte und der Abtei Reliquien des Hl. Nazarius, die er in Rom erworben hatte, zum Geschenk machte. 767 stiftete Thuringbert, ein Bruder des Gründers, dem Kloster als neuen, von dem bisherigen etwa 500 m weit entfernten Bauplatz ein überschwemmungsfreies, hügeliges, aus Sanddünen bestehendes Gelände. 772 wurde das Kloster unter kaiserlichen Schutz gestellt, 774 weihte der Erzbischof von Mainz in Gegenwart Karls des Großen die neue, den Heiligen Petrus, Paulus und Nazarius geweihte Kirche.

Der Codex Laureshamensis, die Chronik der Abtei, verzeichnet, was drei große Äbte, Helmerich, Richbod und Adelog, zu ihrer Ausgestaltung beigetragen haben. Seinen Höhepunkt erreichte das Kloster, als es nach dem Tod Ludwigs des Deutschen (†876) der Begräbnisplatz der Könige des ostkarolingischen (deutschen) Reiches wurde: Um die Gebeine seines Vaters wür-

dig zu bestatten, ließ Ludwig III. der Jüngere die «ecclesia varia» bauen, eine Gruftkirche, in der auch er selbst bestattet wurde, ebenso wie sein Sohn Hugo und Kunigunde, die Gemahlin Konrads I., des Frankenherzogs, der zum König gewählt wurde, als mit Ludwig dem Kind 911 der letzte der deutschen Kaolinger starb.

Im 10. Jahrhundert immer noch wohlhabend, wurde das Kloster 1090 durch einen Brand verwüstet. Ein erster Wiederaufbau erfolgte im 12. Jahrhundert. Mit der Eingliederung in das Erzbistum Mainz 1232 verlor Lorsch einen großen Teil seiner Privilegien, den Benediktinern folgten erst Zisterzienser, dann Prämonstratenser. Nach einem neuen Brand mußte die Kirche wiederhergestellt oder neu aufgebaut werden.

Die Wechselfälle der Politik (Lorsch wurde 1461 an die Kurpfalz angegliedert, kam 1623 zurück an Mainz, wurde 1803 hessisch) und die Wirren des Dreißigjährigen Krieges – spanische Truppen plünderten 1620/21 die seit der Reformation leerstehenden Klostergebäude – führten zum Niedergang der einst glanzvollen Gründung der Karolinger. Nur die Torhalle, ein Teil der romanischen Kirche, unbedeutende Reste des mittelalterlichen Klosters und Gebäude aus der Zeit, in der Lorsch durch



△ Abb. 100. Lorsch, St. Nazarius, Ecclesia triplex und Torhalle, nach Behn.

Abb. 101. Lorsch, karolingische Torhalle. ▷



die Kurfürsten von Mainz verwaltet wurde, sind noch innerhalb der Ringmauern zu sehen.

Die 1890 von Adamy begonnenen Grabungen, die 1907/8 von Giess, 1920 von Rauch und, in systematischerer Form, 1927/37 von Friedrich Behn weitergeführt wurden, erstreckten sich auf einen ausgedehnten Bereich, sind aber trotzdem punktuell geblieben. Wir haben noch keine umfassende Kenntnis von Topographie und Stratigraphie des Klosters, von dem nur die wichtigsten, in massiver Bauweise errichteten Strukturen aufgedeckt wurden.

(Stellungnahme von ICOMOS (Auszug) zum Eintragungsvorschlag, April 1989)

«Kriterium III. Der sakrale Baukomplex des ehemaligen Klosters Lorsch mit seiner 1200 Jahre alten einzigartigen und hervorragend erhaltenen Torhalle ist ein seltenes architektonisches Zeugnis der Karolingerzeit mit Skulpturen und Malereien, die erstaunlich gut erhalten sind.

Kriterium IV. Das Kloster Lorsch mit seiner karolingischen Torhalle gibt Zeugnis vom Aufbruch in die Jahrhunderte des Mittelalters.»

(aus der Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag, November 1991)



Abb. 102. Lorsch, Luftbildaufnahme.

## Die Restaurierung der Torhalle und das neue MuseumsZentrum

Die Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten in Hessen, Sachwalterin des Weltkulturerbes Kloster Lorsch, verfolgt zur Bestandssicherung des Kulturerbes und zur besseren Präsentation folgende Ziele:

1. Die Konservierung und Restaurierung karolingischer, romanischer und gotischer Malereien im Obergeschoß der Torhalle

seit 1983. Die Sicherung der Putz- und Malschichten ist in der Zwischenzeit erfolgt. Die laufenden restauratorischen Arbeiten werden vermutlich 1996 abgeschlossen werden.

2. In unmittelbarer Nachbarschaft, noch auf ehemaligem Klostergelände, wird augenblicklich das <MuseumsZentrum Lorsch> eingerichtet, welches 1995 eröffnet werden soll. Vom

MuseumsZentrum wird es einen direkten Zugang zum heutigen Klostergelände geben. Die Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten ist für die klostergeschichtliche Abteilung des MuseumsZentrums, die im nachstehenden näher erläutert wird, zuständig. Die klostergeschichtliche Abteilung des MuseumsZentrums Lorsch will dem Besucher der geschichtsträchtigen Stätte die wichtigsten historischen Aspekte und den Rang dieses religiösen, kulturellen und lange Zeit auch politischen Zentrums in der Zeit seiner Blüte im 9. Jahrhundert veranschaulichen. In einem dem frühmittelalterlichen Basilikalschema nachempfundenen Ausstellungsraum werden fünf Themenbereiche behandelt:

In der Eingangszone erhält der Besucher anhand großformatiger Karten und Bildmaterials grundlegende Informationen zur Geschichte des karolingischen Großreichs und des westlich-lateinischen Mönchtums. Er wird eingeführt in die Voraussetzungen weltlicher und geistlicher Grundherrschaft und erlebt anhand großflächiger Modelle das einfache und beschwerliche Leben der Menschen auf dem Land.

Von kunsthistorischen Erläuterungen begleitete Längsschnittmodelle veranschaulichen die wichtigsten Typen frühmittelalterlicher Sakralbauarchitektur – das Spektrum reicht von der einfachen Saalkirche bis hin zum beziehungsreichen Zentralbau; ihnen allen ist die liturgische Funktion und die Ikonologie der Raumteile gemeinsam.

Ein weiterer thematischer Bereich stellt Elfenbeinschnitzerei und Kleinplastik, Zierkunst und Buchmalerei im Frühmittelalter vor. Repliken und Originale, Großdias und Faksimiles (u. a. das Lorsch Evangeliar) bringen die in Lorsch selbst erhaltenen Teile einer bedeutenden kulturgeschichtlichen Vergangenheit in größere, europäische Zusammenhänge.

Die Inszenierung einer Schreibstube gibt nicht nur Einblick in die vierteiligen technischen Bedingungen mittelalterlicher Buchkunst, sondern leitet auch über zur eigentlichen Intention mönchischen Lebens und Arbeitens: zur religiösen Andachtsübung, zu Gebet und Fürbitte, zu Buße und Kontemplation – versinnbildlicht durch Faksimiles Lorsch Handschriften, die einst in liturgischem Gebrauch waren.

Die klostergeschichtliche Abteilung des MuseumsZentrums Lorsch ist kein Museum im herkömmlichen Sinne: Die meisten der gezeigten Stücke sind Nachbildungen und Reproduktionen der über viele Museen und Archive Europas und der Welt verstreuten Originale. Gerade aus diesem Grund scheint es wichtig, wenigstens die kulturhistorisch bedeutenden Objekte – wenn auch nur als Nachbildung oder Reproduktion – am Ort ihres Entstehens wieder zu versammeln. Die wissenschaftliche Vorarbeit, die Anfertigung und Beschaffung der Nachbildungen und Faksimiles ist mit nicht unerheblichen Kosten verbunden.

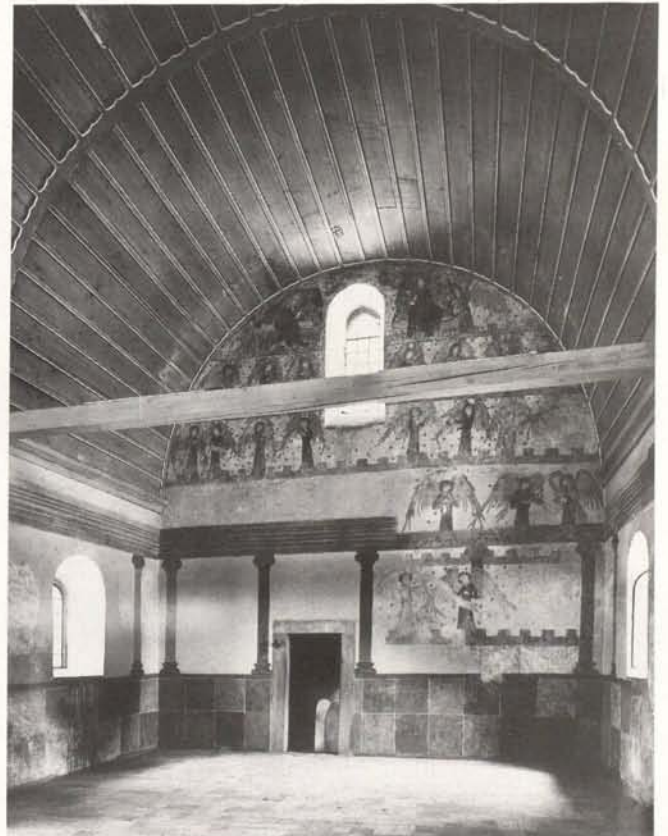
Die rein ergebnisbezogene Seite der Klostergeschichte ist nicht Gegenstand der Aussage. Vielmehr soll am Beispiel Lorsch die Bedeutung der frühmittelalterlichen Klöster für das Werden und Wesen abendländischer Kultur und Zivilisation im europäischen Mittelalter dargestellt werden.

3. Untersuchungen durch Bodenradar sowie durch elektromagnetische Messungen werden 1995 im gesamten Klostergelände durchgeführt, um festzustellen, welche Befunde zur Klostergeschichte unter der heutigen Oberfläche zu erwarten sind. Aufbauend auf diese Befunde soll gemeinsam mit der Stadt Lorsch ein Konzept für die Gestaltung und Nutzung des heutigen Klostergeländes erarbeitet werden, um den Besuchern ein besseres Verständnis für den Wert und die Bedeutung dieses Weltkultur-erbes zu vermitteln.



Abb. 103. Lorsch, Ansicht der Reste des Klosters, aquarellierte Zeichnung von Johann Heinrich Schilbach 1817.

Abb. 104. Lorsch, Innenansicht der Torhalle, Nordwand.



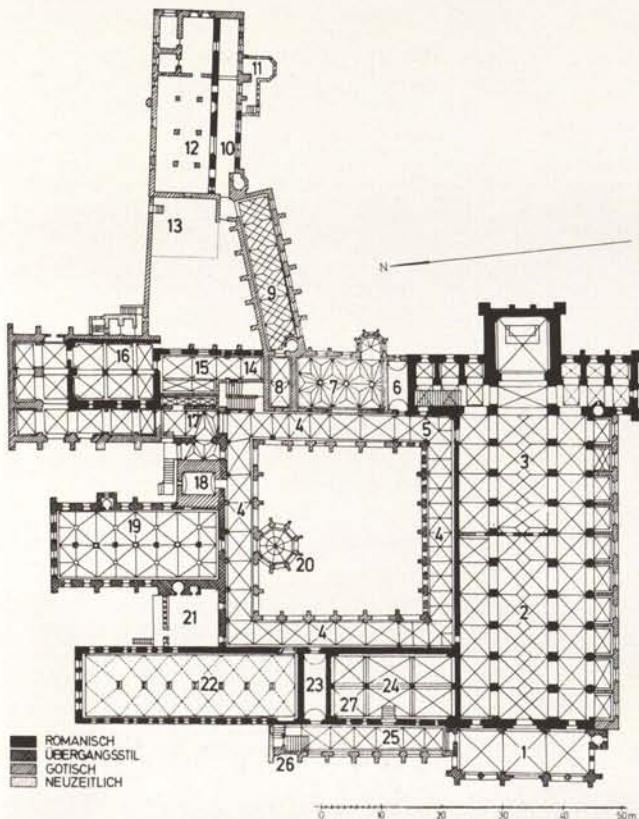
# Kloster Maulbronn

Nach übereinstimmender Meinung der gesamten wissenschaftlichen Literatur handelt es sich bei dem Kloster Maulbronn um die am vollständigsten erhaltene Klosteranlage des Mittelalters nördlich der Alpen, möglicherweise sogar in ganz Europa. Aus der Bedeutung, die das mittelalterliche Mönchtum, insbesondere der Orden der Zisterzienser, für die kulturelle Entwicklung Europas darstellt, ergibt sich das Interesse an einer vollständig erhaltenen Klosteranlage in historischer, kultureller und wissenschaftlicher Hinsicht von selbst. Folgende Faktoren sind für die herausragende Stellung von Maulbronn konstitutiv:

- die nahezu ungestörte topographische Situation,
- die ablesbare Kontinuität seiner Entstehung vom 12. bis in das 17. Jahrhundert und
- die Vollständigkeit der Erhaltung einschließlich des sehr ausgedehnten Wirtschaftskomplexes und der Ummauerung der Gesamtanlage.

In dieser Vollständigkeit ist Maulbronn ein Einzelfall, der es uns erlaubt, ein zuverlässiges Bild von zahllosen verstümmelten Klosteranlagen zu gewinnen. Über die Bedeutung der Anlage selbst hinaus ist es das gesamteuropäische Exemplum, das Maulbronn seinen Rang verleiht.

Auch die Einzelbauten der Gesamtanlage besitzen zum Teil eine gesamteuropäische Rangstellung als Architektur- und Kunstdenkmäler:



△ Abb. 105. Grundriß der Klausur, nach Anstett.

1. Die Kirche hat die wichtigsten Teile ihrer Ausstattung bewahrt. Sie ist ein bedeutendes Zeugnis der oberrheinischen Spätromanik. Ihre Ostanlage belegt die Auseinandersetzung der heimischen Tradition mit dem neuen Kirchentypus der Zisterzienser aus Burgund. Das Langhaus belegt dagegen die vollständige Integration der Ordensbauweise in die bodenständige Baukunst. Besonders hervorzuheben ist die Erhaltung der Schrankenmauer zwischen dem Mönchs- und dem Konversenchor, die sonst fast überall verschwunden ist, hier sogar in einem besonders frühen Beispiel. Selbst der Kreuzaltar davor ist erhalten geblieben, dazu ausgestattet mit einem spätgotischen Kruzifix von herausragender künstlerischer Qualität. Am originalen Platz steht das große Gestühl des Mönchschores, aber auch das Gestühl der Konversen ist im Seitenschiff erhalten geblieben.
2. Von herausragender Bedeutung für die Architekturgeschichte im gesamten mitteleuropäischen Raum sind einige Bauteile aus der Zeit von 1200 bis 1210: die Vorhalle, der Südflügel des Kreuzganges und das Herrenrefektorium. Es handelt sich um die frühesten Beispiele der Auseinandersetzung mit der neuen gotischen Baukunst aus Frankreich, vermittelt über die Zisterzienser. Das spezifische Formenrepertoire sollte bestimmend werden für zahlreiche Bauten Mitteldeutschlands und Süddeutschlands, so daß man sogar von einer eigenen Bauschule sprach.

1. Paradies (Vorhalle)
2. Kirche der Laienbrüder
3. Kirche der Mönche
4. Kreuzgang
5. Armarium (Bücherzelle)
6. Sakristei
7. Kapitelsaal
8. Ost-Ern
9. Parlatorium (Sprechraum)  
Obergeschoß: Oratorium
10. Romanischer Krankengang
11. Scheerbrunnen
12. Gastbau
13. Ehem. Abtshaus
- 14., 15. Bruderhalle, Studierraum, Bibliothek
16. Großer romanischer Keller
17. Waschküche (?)
18. Calefaktorium (Wärmestube)
19. Herrenrefektorium
20. Brunnenhaus
21. Ehem. Klosterküche
22. Laienrefektorium (Speisesaal der Laienbrüder)  
Im Obergeschoß ehem. der Schlaftsaal der Laienbrüder
23. Ern
24. Cellarium (Voratskeller)
25. Arkadengang (Konversengang)
26. Stiegenhaus zum ehem. Laiendorment (heute evang. Winterkirche u. Klosterschule)
27. Klosterkasse

▷ Abb. 106. Maulbronn, Klosterkirche, Blick gegen Westen.





Abb. 107. Maulbronn, Westflügel der Klausurgebäude, rechts die Westfront der Klosterkirche mit dem um 1210 davor errichteten Paradies.

Abb. 108. Maulbronn, ehem. Kameralamt (Finanzamt), erbaut 1742.





3. Die Gesamtanlage des Kreuzganges und der umgebenden Klausurgebäude stellt ein vorzügliches Beispiel eines Zisterzienserklosters dar. Obwohl die Gesamtanlage aus dem frühen 13. Jahrhundert stammt, sind Einzelräume später verändert bzw. ausgeführt worden. Besonders hervorzuheben ist der Kapitelsaal als ein exquisiter Raum aus dem frühen 14. Jahrhundert, ausgestattet mit einer Dreistrahlrippenwölbung, einem der frühesten Beispiele im süddeutschen Raum. Ebenso hervorragend ist der kleine Zentralbau des Brunnenhauses mit dem darin enthaltenen ursprünglichen Klosterbrunnen. Zahlreiche weitere Räume haben sich in ihrer spätmittelalterlichen Form erhalten. Erwähnenswert sind umfangreiche Reste von Wandmalereien im gesamten Komplex und von farbigen Architekturfassungen.
4. Die soziale Struktur des Klosters wird erkennbar an dem isoliert stehenden mächtigen spätgotischen Herrenhaus, in dem der Abt residierte. Es ist mit dem Klausurbereich durch einen doppelgeschossigen Gang mit prächtiger spätgotischer Wölbung verbunden.
5. Vor der Kirche und den Konventsgebäuden gruppieren sich um drei hofartige Räume die zum großen Teil spätgotischen Wirtschaftsgebäude des Klosters. Dieser Bestand ist einzigartig und vermittelt anschaulich einen Eindruck von der Wirtschaftsstruktur eines Klosters, von der wir sonst nur durch Schriftquellen unterrichtet sind. Besonders hervorzuheben sind dabei Fruchtkasten und Kelter, Klosterküferei, Speisemeisterei, Gesindehaus, Klostermühle, Melkstatt, Klosterbäckerei, Schmiede, Wagnerei sowie das ehemalige Gasthaus. Der Gesamtkomplex ist noch heute von einem Mauerwerk umschlossen, der mit Türmen besetzt ist. Hier hat sich auch das ursprüngliche Klostertor aus dem 13. Jahrhundert erhalten.
6. Aus der nachreformatorischen Zeit hat sich das bescheidene herzogliche Schloß erhalten, als wichtiges Zeugnis der gewandelten Verhältnisse, die den Landesherrn als neuen Besitzer zeigen.

Für die Kontinuität von besonderer Bedeutung war es, daß das Kloster als protestantisch ausgerichtete herzogliche Schule benutzt wurde. In ihr wurden zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten des schwäbischen Geisteslebens erzogen, so daß dem Kloster im Nachmittelalter die Stellung einer Erinnerungsstätte an das schwäbische Geistesleben zuwuchs.

Insgesamt stellt Kloster Maulbronn ein einzigartiges Denkmal der monastischen Kultur Europas dar. War seine historische Bedeutung ursprünglich eher regional, so ist ihm durch den seltenen Glücksfall vollständiger Erhaltung der Rang eines europäischen Denkmals zugewachsen.

Dethard von Winterfeld

(Gutachten zum Eintragungsvorschlag, Oktober 1988)

«Kriterium II. Der Bau der romanisch-gotischen Klosteranlage in Maulbronn war von fundamentaler Bedeutung für die Verbreitung der gotischen Architektur in großen Teilen Nord- und Mitteleuropas.

Kriterium IV. Das Ensemble Maulbronn gehört zu den am vollständigsten und besten erhaltenen Zisterzienserkloestern in Europa, besonders deswegen, weil das umfangreiche Be- und Entwässerungssystem mit seinen Seen und Gräben noch weitgehend existiert.»

(aus der Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag, September 1989)

Zu Recht schlägt die Bundesrepublik Deutschland vor, Maulbronn als das am vollständigsten erhaltene Kloster des Zisterzienserordens nördlich der Alpen in die Liste des Welterbes einzureihen.

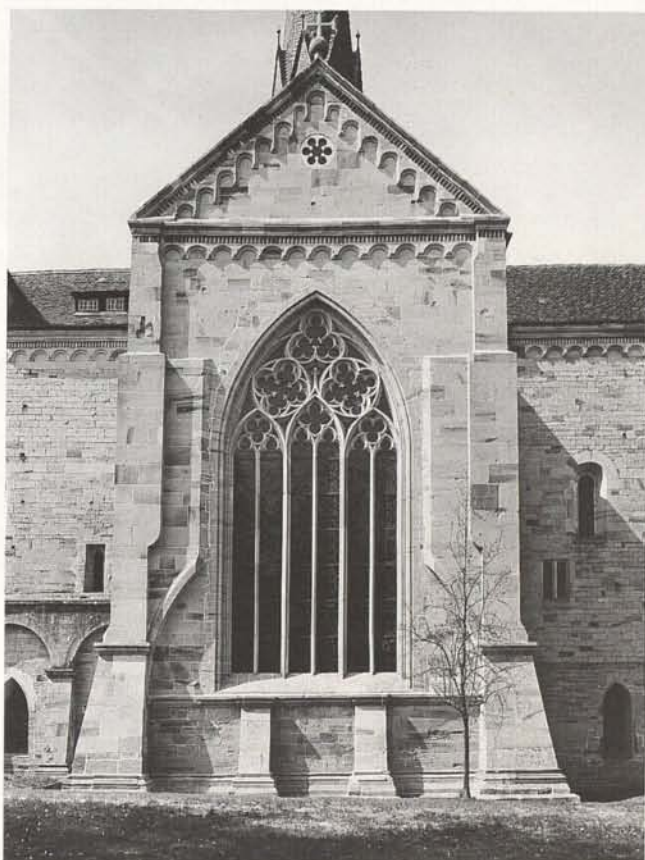


Abb. 109. Maulbronn, Blick auf den Chorabschluß.

Maulbronn gehört zur Filiation von Morimond. 1138 hatte die Abtei Neuburg im Elsaß von dem Ritter Walter von Lomersheim, der Mönch geworden war, die Wälder von Lomersheim geschenkt bekommen. Als sich dieser Platz als ungeeignet für die Landwirtschaft erwies, nahm die kleine Gemeinschaft von zwölf Mönchen 1137 neue Ländereien im Salzachtal als Geschenk entgegen und gründete dort Maulbronn. Auf Grund und Boden des Bischofs von Speyer und nahe der nach Speyer führenden Römerstraße, in einem an Wasser, Stein und Holz reichen Talgrund gelegen, blühte das Kloster rasch auf. 1148 stellte Eugen III., der erste aus dem Zisterzienserorden kommende Papst, Maulbronn unter den Schutz des Heiligen Stuhls. 1176 wurde die Klosterkirche durch den Speyerer Bischof Arnold geweiht. Sie war ein für die erste Zeit der Zisterzienser charakteristisches Bauwerk, mit seinem zweigeschossigen romanischen Langhaus



und seinem flach geschlossenen Chor, der vor ein Querschiff vorspringt, dessen beide Arme an der Ostseite je drei rechteckige Kapellen besitzen. Eine gleichzeitig mit dem Langhaus errichtete steinerne Schranke trennt den für die Konversen bestimmten Raum vom Chor der Mönche. Das 1424 unter der ursprünglichen Balkendecke eingezogene spätgotische Gewölbe hat die ursprünglichen Proportionen des Innenraums spürbar verändert, eines Raumes, der noch zu Lebzeiten des hl. Bernhard konzipiert worden ist und die romanischen Überlieferungen der Gegend um Hirsau den Forderungen der Zisterzienser nach Nüchternheit und Schmucklosigkeit anpaßte.

Die Historiker sind allgemein der Auffassung, daß die Fruchtbarmachung des Bodens den Mönchen von Maulbronn im 12. Jahrhundert zu nichts Anderem Zeit gelassen habe als dazu, die Kirche zu errichten. In der Tat stammen die meisten der großen Klostergebäude nördlich der Kirche aus der Zeit nach dem durch eine Inschrift am Keller überlieferten Jahr 1201. Die Kunsthistoriker haben zu Recht auf die Bedeutung hingewiesen, die der «Meister des Paradieses» – er bekam seinen Namen von dem Paradies, das er der romanischen Westfront der Kirche anfügte – für die Vermittlung der gotischen Konstruktionsprinzipien nach Deutschland besitzt: Der Einfluß der Vorbilder aus dem nördlichen Frankreich und aus Burgund macht sich nicht nur in Maulbronn (Paradies, Laienrefektorium, Herrenrefektorium, Südflügel des Kreuzgangs), sondern auch in Walkenried, Magdeburg und Halberstadt bemerkbar.

Die Errichtung der Klausurgebäude von Maulbronn zog sich durch das ganze 13. Jahrhundert hin und setzte sich noch im 14. Jahrhundert fort. Sie sind eines der treffendsten Beispiele für die Einteilung eines Zisterzienserklosters in Zonen, die jeweils Laien, Konversen und Mönchen vorbehalten sind. Einige von ihnen sind in besonderer Weise typisch für Zisterziensersarchitektur, etwa die Wärmestube (calefactorium) oder das Brunnenhaus (lavatorium, tonsorium), ein bewunderungswürdiger Achteckraum, der einen Schalenbrunnen umschließt.

Die im 13. Jahrhundert über rechteckigem Grundriß errichtete Ringmauer des Klosters schützte nicht nur die Klausurbauten sondern auch die Gebäude am westlich davon gelegenen Wirtschaftshof. Einige von ihnen besitzen noch die charakteristischen Merkmale des Mittelalters, so die um 1250 erbaute ehemalige Klostermühle oder der Melkstall von 1441. Die meisten allerdings wurden umgebaut, nachdem Herzog Ulrich von Württemberg 1504 die Abtei eingenommen und sich 1534 der Reformation angeschlossen hatte: Fruchtkasten, Kelterhaus, Küferei, Wagnerei und Schmiede wurden damals wiederhergestellt, Speisemeisterei und Pfisterei (Bäckerei) neu errichtet. 1588 ließ Herzog Ludwig von Württemberg nordöstlich der Klausurbauten ein Sommer- und Jagdschloß errichten; seine Pferdeställe richtete er in einem ehemaligen Klostergebäude ein, das später, 1839, zum Rathaus der Stadt Maulbronn wurde.

In eine protestantische Schule umgewandelt, erwaachte die Abtei zu neuem Leben und gewann ein Ansehen, das die Erinnerung an die Zisterzienser fast in den Schatten stellt: Kepler, Hölderlin, Hesse waren Schüler des Seminars und konnten sich nur schwer mit der strengen Ordnung, die dort herrschte, abfinden. Caroline Michaelis, die Schülerin der Madame de Staël, die während ihrer ersten Ehe mit Schlegel in Jena einen der großen literarischen Salons in Europa geführt hatte, vollendete ihr bewegtes Leben während eines Besuchs in Maulbronn, den sie in Gesellschaft ihres zweiten Mannes, des Philosophen Schelling, unternahm. Ein Obelisk aus rotem Sandstein vor der Südseite der Kirche erinnert an sie.

Nachdem ICOMOS die Aufnahme der Zisterziensersabteien von Fontenay (1981), Fountains (1986), Alcobaça (1989) und Poblet (1989 verschoben) in die Liste des Welterbes empfohlen hat, zögert es nicht im geringsten, auch für Maulbronn ein positives Votum abzugeben. Trotzdem wünscht ICOMOS, daß über die Aufnahme nicht entschieden wird, bevor nicht über die außergewöhnliche Umgebung dieser Zisterziensersabtei gesprochen worden ist.

Der von den verantwortlichen Stellen der Bundesrepublik übermittelte Eintragungsvorschlag bezieht sich nur auf das Gelände der Abtei innerhalb der Ringmauer, nördlich der Stuttgarter Straße, auf den Bereich also, den die französischen Kartographen des 18. Jahrhunderts als das «Schloß Maulbronn» bezeichneten und der sich aus den authentischen Konvent- und Wirtschaftsgebäuden des Mittelalters und der nachmittelalterlichen Zeit zusammensetzt. Das erhebliche Interesse, das diese Gebäude in ihrer Gesamtheit schon für sich alleine bieten, würde noch vermehrt durch einen zusätzlichen Vorschlag, der eine der schönsten Zisterzienserslandschaften, die sich erhalten haben, berücksichtigt.

Auch wenn der Vergleich zwischen den Karten des 19. Jahrhunderts und Plänen aus jüngster Zeit erkennen läßt, wieviel von dieser Landschaft infolge der sich ausdehnenden Siedlungsgebiete von Maulbronn und Zaisersweiher schon verloren gegangen ist, so finden sich doch auch im heutigen Kataster noch genügend viele Spuren des von den Zisterziensern urbar gemachten Landes, um die Erhaltung etwa der Lichtungen von Salzacker und Bubenbaum sinnvoll erscheinen zu lassen. Von großem Interesse sind in der Umgebung von Maulbronn vor allem die historischen Systeme zum Auffangen, Sammeln und Weiterleiten des Wassers, deren Bedeutung vor kurzem Wolfgang Seidenspinner in einem Aufsatz untersucht hat (Denkmalpflege in Baden-Württemberg XVIII, 1989, S. 181–191). Die meisten Teiche westlich des Klosterbezirks sind trockengelegt und für die Bebauung freigegeben worden. Umso dringender ist die Notwendigkeit, auf das Strengste die übrig gebliebenen Teiche und Kanalsysteme zu schützen, die ein außergewöhnliches Zeugnis von der Art der Bodenbewirtschaftung der Zisterzienser und von ihrem Können als Wasserbauingenieure ablegen.

(Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag Kloster Maulbronn, April 1990)

## Altstadt Bamberg

Bamberg repräsentiert, begünstigt durch seine landschaftliche Lage am Hang und im Tal (Abb. 116), in einzigartiger Weise die auf frühmittelalterlicher Grundstruktur entwickelte mitteleuropäische Stadt, wobei diese Grundstruktur auch den Charakter Bambergs als offene Stadt bestimmt. Die am Anfang des 11. Jahrhunderts durch den heiliggesprochenen Kaiser Heinrich II. erfolgte Gründung des Bistums als Voraussetzung zur Stadtwerdung war durch politische und religiöse Absichten motiviert, die das gesamte Europa betrafen; die hieraus folgenden Beziehungen dieser Stadt zu Ostmitteleuropa, die auch in der Tätigkeit des ebenfalls heiliggesprochenen Bischofs Otto I. einen Höhepunkt gefunden haben, blieben durch ihre ganze Geschichte lebendig. Die weitere städtebauliche Entwicklung dieser Stadt spiegelt den politischen, sozio-ökonomischen und kulturellen Wandel, der sich in der mitteleuropäischen Geschichte bis in die Neuzeit vollzogen hat, mit besonderer Deutlichkeit wider, nicht zuletzt deshalb, weil sich die historische Bausubstanz in einem für Deutschland ungewöhnlich hohem Maße original erhalten hat.



Abb. 111. Bamberg von Südosten, Holzschnitt nach einer Vorlage aus der Zeit gegen 1487, Hartmann Schedel, Buch der Chroniken ... Nürnberg 1493.

Die historischen Raumgefüge und Bauwerke machen die Geschichte dieser Stadt als beispielhafte unmittelbar anschaulich. Die Errichtung der zahlreichen Monumentalbauten war vom 11. bis zum 18. Jahrhundert immer in ein Netz gesamteuropäischer Bezüge eingebunden: Der Dombau (Abb. 120) zum Beispiel steht einerseits in Verbindung mit den Hütten der Kathedralen von Reims und Laon sowie mit der Bautätigkeit der Zisterzienser, andererseits wirkte er nicht nur nach Mitteldeutschland (Magdeburg, Naumburg a. d. Saale), sondern auch bis nach Ungarn (ehem. Klosterkirche von Ják); die spätmittelalterliche und besonders die barocke Architektur dieser Stadt steht in engen Beziehungen zur böhmischen (Parler, Dientzenhofer). Hinzuweisen ist weiter auf eine sozio-ökonomische Eigentümlichkeit, welche das historische Erscheinungsbild der Stadt bis heute entscheidend mitbestimmt: Die Integration landwirtschaftlicher Nutzflächen – der Erwerbsgärtnerei im Talgebiet (Abb. 119) und die aus Weinbau hervorgegangene Landwirtschaft des Berggebietes. Als mittelgroße Stadt hat Bamberg sein vergleichsweise begrenztes Wachstum meistern können, ohne sein Stadtbild grundsätzlich zu gefährden. In seiner Bevölkerung ist ein historisches Bewußtsein lebendig, welches sich aktiv an der Stadterhaltung beteiligt, die somit als

ein Anliegen der Allgemeinheit angenommen wird. Dem entspricht die Förderung der Stadterhaltung durch Staat und Stadtgemeinde.

Bamberg ist als Sitz des Grafengeschlechts der (älteren) Babenberger mit einer Burg auf dem nachmaligen Domberg schon in spätkarolingischer Zeit, in der Auseinandersetzung um die Königsgewalt im ostfränkischen Reich, von hoher politischer Bedeutung. Nach dem Untergang der (älteren) Babenberger 906 zunächst Königsgut, gelangte es an die Herzöge von Bayern und konnte somit, als Heinrich, Herzog von Bayern, als der zweite seines Namens Deutscher König wurde, 1007 Grundausstattung eines neuen, aus religiösen ebenso wie aus politischen Motiven gegründeten Bistums werden. Die Metropole dieses Bistums sollte dem Reiche der Deutschen ein Mittelpunkt, ein neues Rom werden. Durch seine Lage war es zudem geeignet, die vernachlässigten Beziehungen zu den ostmitteleuropäischen Völkern zu intensivieren, zumal sein geistliches Jurisdiktionsgebiet bedeutende slavische Volksteile enthalten haben muß. Die exemte Stellung des Bistums, der Bau einer dem römischen Vorbild folgenden Bischofskirche machte die politisch-religiösen Motive der Bistumsgründung manifest; die engen Beziehungen zu Polen und, vor allem unter Bischof Otto I., dem Heiligen, zu Pommern, folgen aus diesen Gründungsmotiven. Der Plan der hierzu entstehenden Stadt wurde noch im Gründungsjahrhundert durch die Errichtung geistlicher Stiftungen – St. Michael im Norden (Abb. 116), St. Stephan (wie in Rom) im Süden, St. Gangolf im Osten und St. Jakob (am Weg nach Santiago di Compostela) im Westen – auf die Kreuzesform fixiert und damit ein eindrucksvolles Zeugnis frühmittelalterlicher Stadtvorstellungen.

Mit der Emanzipation von Territorialstaaten wurde Bamberg zur Residenzstadt eines geistlichen Fürstentumes. Die Wurzeln dieser Entwicklung reichen bis in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zurück, in der Bischof Otto I. wenigstens die Voraussetzungen zur Marktanlage und damit Urbanisierung schuf. Einen ersten Höhepunkt erreichte diese Entwicklung im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert unter den Fürstbischöfen aus dem Hause Andechs-Meranien, von denen sich Ekbert, Schwager der Könige von Frankreich und Ungarn, Bruder der hl. Hedwig und des Patriarchen von Aquileja, als erster Fürstbischof nennen konnte. Mit der aufwendigen Erneuerung der Kathedrale bis etwa 1237, deren Hütte mit denen von Reims und Laon in unmittelbarer Beziehung stand, wurde dies auch architektonisch anschaulich.

Im späten Mittelalter ist Bamberg immer noch von einiger wirtschaftlicher Bedeutung (als der für weite Gebiete wichtige Ausgangsort der Mainschiffahrt) und vor allem von künstlerischer Bedeutung, die es dann allerdings mit Nürnberg teilt. Die Emanzipation des Bürgertums vom fürstlichen Stadtherren ist in Bamberg nicht in gleichem Maße wie in Nürnberg gelungen,

Abb. 112. Bamberg, Domberg vom Teufelsgraben aus. ▷

Abb. 113. Bamberg, nach dem Kupferstich von Matthäus Merian d. Ä. in <Topographia Germaniae>, 1655 (S. 106/107). ▷▷





- |  |                           |                         |                          |                 |
|--|---------------------------|-------------------------|--------------------------|-----------------|
| A. Das Domstift.                           | E. S. Gangolfs Stiff.     | K. Barfußes Closter.    | P. S. Elisabetha Spital. | V. S. Iohannes. |
| B. Closter Michazler.<br>oder Mänchs berg. | F. S. Martins Pfarrikich. | L. S. Clara Closter.    | Q. S. Gereon.            | W. S. Matern.   |
| C. S. Stephans Stiff.                      | G. Vnserfrawen Pfar.      | M. Closter zurn H. Gnb. | R. Vnserfrawen Capelln.  | X. S. Aegidij.  |
| D. S. Jacobs Stiff.                        | H. Carmeliten Closter.    | N. Collegium.           | S. Gebtuds.              | Y. S. Nicolaj.  |
|  | I. Prediger Closter.      | O. S. Catharina Spital. | T. S. Leonhard.          | Z. S. Magdalen. |

# Stadt Bamberg.



- |                          |                               |                 |
|--------------------------|-------------------------------|-----------------|
| 5. Die Alte Burg Schloß. | 9. S. Antoni Siechenhaus.     | 13. Wundenburg. |
| 6. New Rahthaus.         | 10. S. Magdalena Siechenhaus. | 14. Der Markt.  |
| 7. Alt Rahthaus.         | 11. S. Mäthe Siechenhaus.     |                 |
| 8. Bürger hofe.          | 12. Unserfrawen Siechenhaus.  |                 |









△ Abb. 116. Bamberg, Blick zum Michaelsberg, historische Aufnahme.



△ Abb. 117. Bamberg, Dom, Bamberger Reiter.

◁ Abb. 114. Bamberg, Luftbild vom Domberg und Michaelsberg.

◁ Abb. 115. Bamberg, Luftbild des Rathauses mit Brücken und Umgebung.

▽ Abb. 118. Bamberg, Häuser an der Regnitz, hist. Aufnahme.



zumal hier auf der Seite des Fürsten noch die geistlichen «Immunitäten» als von den bürgerlichen Lasten weitgehend befreite Rechts- und Gebietskörperschaften standen. Dies hat aber auch die Eigenart und Vielfalt des Stadtbildes bestimmt, das dementsprechend gleichsam aus mehreren Städten zusammengewachsen erscheint und nicht als Ganzes von einer Befestigung umschlossen ist; Bamberg war und blieb daher «offene» Stadt; aktive Kriegspolitik konnte sein Fürst nie betreiben. Im späten 17. und im 18. Jahrhundert war Bamberg Schauplatz bemerkenswerter künstlerischer und architektonischer Aktivitäten (Dientzenhofer, Balthasar Neumann), gefördert von Fürstbischöfen vor allem aus dem Hause Schönborn. Unter Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, der hier zusammen mit Adalbert Friedrich Markus, einem Arzt jüdischer Herkunft, das damals modernste Krankenhaus Europas einrichtete, wurde Bamberg im späten 18. Jahrhundert zu einem Vorort der Aufklärung für das katholische Süddeutschland. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 fiel Bamberg an das Kurfürstentum Bayern; zunächst noch Hauptstadt des Obermainkreises bot es immer noch einem regen geistigen Leben Heimat (G. F. W. Hegel, E. T. A. Hoffmann, dessen Erzählungen zum großen Teil in Bamberg spielen). Im 19. Jahrhundert war Bamberg dann Zentrum eines weitreichenden, von jüdischen Händlern getragenen Hopfenhandels, wogegen die Industrialisierung hier begrenzt blieb. Während der Münchener Räterepublik 1919 war Bamberg Sitz der legitimen bayerischen Regierung und des gewählten gesamtbayerischen Parlamentes und damit Geburtsort der ersten freistaatlich-demokratischen Verfassung dieses Landes. Im Zweiten Weltkrieg erlitt es nur vergleichsweise geringe Schäden, danach wurde es Sitz der «Bamberger Symphoniker». In jüngster Zeit ist Bamberg, an Traditionen des 16. bis 18. Jahrhunderts anschließend, wieder Universitätsstadt geworden.

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (1991)

«Kriterium II. Bambergs Stadtgrundriß und Architektur aus dem Mittelalter und der Renaissance hatten beträchtlichen Einfluß auf die Entwicklung des Städtebaus in Mitteleuropa seit dem 11. Jahrhundert.

Kriterium IV. Bamberg, ein bemerkenswertes und repräsentatives Beispiel einer auf das frühe Mittelalter zurückgehenden Stadt, gilt aufgrund seines Stadtplans und der vielen Sakral- und Profanbauten im mitteleuropäischen Raum als einzigartig.»

(aus der Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag, Oktober 1993)



△ Abb. 119. Bamberg, Untere Gärtnerlei mit Stadtpfarrkirche St. Otto, 1912-1914 von Otto Orlando Kurz und Eduard Herbert, im Hintergrund Obere Pfarre, Dom und St. Michael.

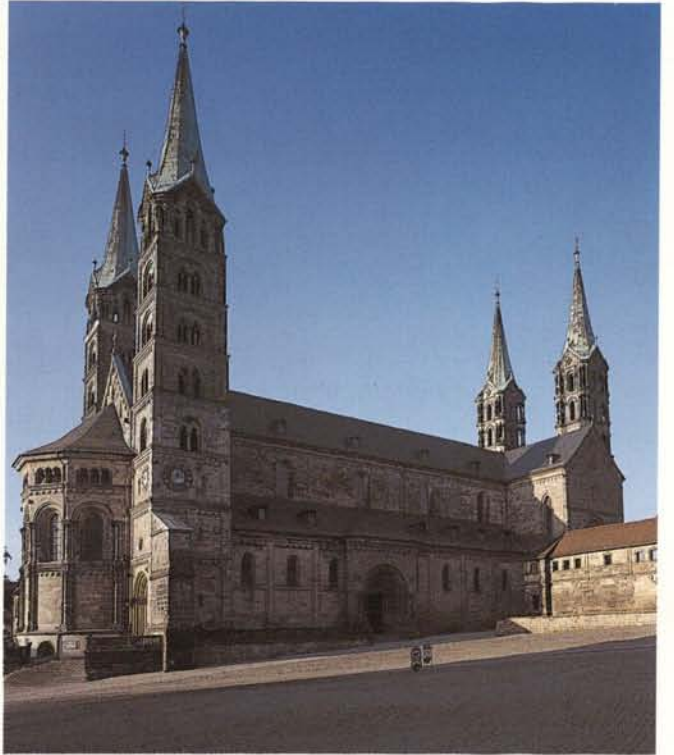


Abb. 120. Bamberg, Dom. ▷

▽ Abb. 121. Bamberg, Blick über die Regnitz auf den Domberg.



# Erzbergwerk Rammelsberg und Altstadt Goslar

Die Metallerzlagerstätte des Rammelsberges, eine der bedeutendsten überhaupt, war mit ca. 30 Millionen Tonnen Erz weltweit die größte zusammenhängende Kupfer-, Blei- und Zinklagerstätte. Bei seiner Stilllegung im Jahr 1988 war der Rammelsberg mit weit über tausendjährigem ununterbrochenem Bergbaubetrieb das älteste noch betriebene Metallerzbergwerk der Welt. Diesen großen Zeitraum dokumentierend, haben sich am Rammelsberg selbst und in der Stadt Goslar auf engstem Raum Denkmäler des Bergbaus erhalten, die diesen seit seiner ersten Blüte im Hochmittelalter nahtlos bis in die heutige Zeit mit all seinen kulturellen Auswirkungen nachvollziehbar machen. Kein anderes europäisches Bergwerk besitzt einen qualitativ und quantitativ dem Rammelsberg vergleichbaren Bestand an Bergbaudenkmälern, der eine derart lange Zeitspanne repräsentieren kann. Am Rammelsberg befinden sich einige der ältesten Denkmäler des deutschen Bergbaus sowie ein in dieser Vollständigkeit einzigartiges Ensemble an unter- und übertägigen

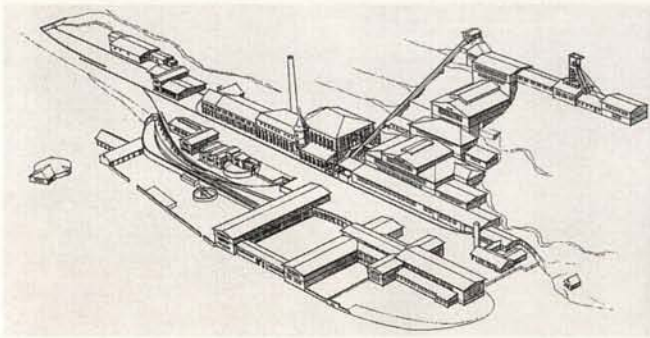


Abb. 122. Rammelsberg, isometrische Darstellung der Übertageanlagen.

Anlagen. Hingewiesen sei auf die Abraumhalden des 10. Jahrhunderts, die zu den ältesten Denkmälern des deutschen Bergbaus überhaupt zählen, den Rathstiefsten Stollen des 12. Jahrhunderts, einen der ältesten und zugleich besterhaltenen Stollen des deutschen Bergbaus, das Feuergezäher Gewölbe des 13. Jahrhunderts, den ältesten ausgemauerten Grubenraum Mitteleuropas, den Maltermeister Turm des 15. Jahrhunderts, das älteste Tagesgebäude des deutschen Bergbaus, das Roeder-Stollen-System des 18./19. Jahrhunderts, das am besten erhaltene und weitläufigste untertägige Wasserkraftsystem Deutschlands mit seinen beiden originalen Wasserrädern, die zu den bedeutendsten Denkmälern des europäischen Bergbaus zählen, den Schieferbruch des frühen 20. Jahrhunderts, als beeindruckendes Dokument der am Rammelsberg weltweit führenden Grubenversatztechnik, die Übertageanlagen der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts, die im Rahmen der zeitgenössischen Architektur eine individuelle Leistung höchsten Ranges darstellen und als ein Kulminationspunkt in der Entwicklung der Zechenarchitektur anzusehen sind, die Erzaufbereitungsanlage als technisch und architektonisch zentrales Element dieser Übertageanlagen, die in ihrer konsequenten Ausnutzung einer Hanglage Maßstäbe im Erzbergbau gesetzt hat, die weitgehend erhalte-

ne über- und untertägige technische Ausstattung des 20. Jahrhunderts, die auch den modernen, in Deutschland vor dem Aussterben stehenden Metallerzbergbau exemplarisch nachvollziehbar macht, den Rammelsberg selbst als eine der ältesten Industrielandschaften Deutschlands überhaupt, mit seiner spezifischen, zum Teil in Europa einmaligen Schwermetallflora und schließlich die in der historischen Altstadt Goslars unmittelbar mit dem Bergbau zusammenhängenden Baudenkmäler wie die Kaiserpfalz des 12. Jahrhunderts, die Frankenberger Kirche von 1130 als Kirche der Berg- und Hüttenleute, die Klauskapelle von 1160, seit 1537 Kapelle der Bergleute, die ausgedehnte Bergmannssiedlung am Frankenberg der Zeit um 1500, die stattlichen Wohnhäuser der Bergwerksbesitzer ab dem 15. Jahrhundert, das Bergmannshospital von 1537, die Gebäude der Münzstätte des frühen 16. Jahrhunderts und andere mehr. Darüber hinaus liegen am Rammelsberg die archäologischen Basisquellen zur Klärung der Frage nach Beginn und Methode des Erzabbaus in Verbindung mit der entsprechenden Ansiedlung und Werkstättenentwicklung seit dem frühen Mittelalter. Die Quellenlage ist so dicht und umfassend, daß der Rammelsberg auch als ein archäologisches Bodendenkmal von europäischem Rang gelten muß. Alle angesprochenen, zur Gesamtanlage Rammelsberg gehörenden Bestandteile sind materiell authentisch überliefert.

In der Geschichte des Erzbergwerkes Rammelsberg und damit verbunden auch der Stadt Goslar spiegelt sich ein besonders wichtiger Abschnitt sowohl deutscher als auch europäischer Geschichte des Mittelalters wider. Der Rammelsberg ist aufs engste mit dem mittelalterlichen Kaiserreich verbunden. Durch Heinrich II. aufgrund seines Silberreichtums am Fuße des Rammelsberges angelegt, wurde die Pfalz Goslar insbesondere unter den salischen Kaisern Heinrich III. und Heinrich IV. sowie unter dem Staufer Friedrich I. Barbarossa zur Hauptresidenz im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Neben dem Bergwerk selbst, das durch seinen Silberreichtum wesentlich zur wirtschaftlichen Basis für die politische Macht der mittelalterlichen Herrscher beitrug, zeugen insbesondere der noch substantiell erhaltene, im 19. Jahrhundert restaurierte romanische Saalbau der Pfalz mit zugehöriger Doppelkapelle St. Ulrich sowie der in der romanischen Vorhalle der ehemaligen Stiftskirche erhaltene Kaiserthron, ein Bronzeuß des 11. Jahrhunderts, von der herausragenden politischen Bedeutung der Stadt Goslar im Hochmittelalter.

Auch in der spätmittelalterlichen Geschichte der Stadt Goslar, die die älteste unter denjenigen Städten Mitteleuropas ist, die in der Gewinnung von Metallerz ihre Entstehungsgrundlage hatten, ist die Geschichte des Rammelsberges untrennbar verbunden. Entstehung, Entwicklung und Gestalt der Stadt wurden ursächlich durch das zwischen 1450 und 1550 florierende Bergwerk beeinflusst. Hingewiesen sei auf den großen erhalte-

Abb. 123. Rammelsberg, Blick auf die Übertageanlage von Westen. Unterhalb der Hangaufbereitung öffnet sich der untere Zechnehof in der Art einer cour d'honneur, eines Ehrenhofes. ▷





Abb. 124. Blick in die Obere Seilstrecke zum Serenissimum-Tiefsten-Schacht. Im Vordergrund ist eine der erhaltenen Seil- und Gestängeführungen zu erkennen.

Abb. 125. Goslar, Rammelsberg. In dem weitläufigen untertägigen Roeder-Stollen-System aus dem späten 18. Jahrhundert haben sich von den ehemals vier heute noch zwei in untertägige Radstuben eingebaute Wasserräder erhalten, darunter das sich im Bild befindliche Kunstrad des Serenissimum-Tiefsten-Schachtes.



nen Baubestand Goslars, der in dieser Zeit entweder umgebaut oder völlig neu errichtet wurde: die Stadtkirchen, die Stadtbefestigungsanlagen, das Rathaus mit erhaltener Innenausstattung (Huldigungsaal), zahlreiche Gildehäuser und vor allem die große Zahl an Bürgerhäusern mit kunstvoll beschnitztem Fachwerk.

Die auf mittelalterlichem Grundriß entstandene, geschlossen erhaltene, als Gesamtkunstwerk zu bezeichnende Altstadt wird besonders durch den ungewöhnlich großen Bestand von ca. 1500 Fachwerkgebäuden des 15. bis 19. Jahrhunderts geprägt, von denen allein ca. 170 Gebäude aus der Zeit vor 1550 stammen. Dieser dichte Fachwerkbestand macht Goslar zugleich zum repräsentativen Beispiel für die norddeutsche Fachwerkbaukunst. Das reizvolle Stadtbild mit seinen engen Straßen wird von den mächtigen, zweitürmigen Westbauten der romanischen Kirchen überragt. Neben diesen, der Kaiserpfalz, dem Rathaus sowie den Stadtbefestigungsanlagen, sind jedoch auch die in anderen Städten nur selten erhaltenen kleineren Bauten wie die Spitäler und die große, bis in das 12. Jahrhundert zurückreichende Zahl mittelalterlicher Wohnhäuser aus Stein (Kemenaten) von großer Bedeutung. Die noch weitgehend von Wall- und Grünanlagen umgebene Altstadt Goslars zählt zu den bedeutendsten geschlossen erhaltenen historischen Städten Deutschlands.

Auf das künstlerische Schaffen des Hoch- und Spätmittelalters hatte der Rammelsberg ebenfalls entscheidenden Einfluß. Ohne das Erz dieses Berges und ohne die dort vorhandenen hüttentechnischen Kenntnisse hätte die romanische Metallkunst Niedersachsens nicht ihre beispiellose Blüte erreicht, die in den Hildesheimer Großbronzen Bischof Bernwards ihren Höhepunkt fand. Von den zahlreichen in Goslar selbst erhaltenen Kunstwerken seien nur die bedeutendsten erwähnt: der bronzene Kaiserthron des 11. Jahrhunderts, neben dem Thron Karls des Großen in Aachen der einzige erhaltene deutsche Kaiserthron überhaupt, der bronzene Krodoaltar des 11. Jahrhunderts, einer der wenigen erhaltenen Metallaltäre der Romanik, der Marktbrunnen der Zeit um 1200, eines der Hauptwerke unter den mittelalterlichen Großbronzen, und die Goslarer Bergkanne von 1477, eine der wichtigsten profanen Goldschmiedearbeiten der deutschen Gotik.

Das bergmännische Sozialleistungswesen, dessen Errungenschaften heute zum selbstverständlichen Rechtsgut im Bergbau gehören, hat seine Wurzeln am Rammelsberg. Das dort bereits im Hochmittelalter praktizierte und in der Bergordnung des Goslarer Rates von 1538 festgeschriebene bergmännische Sozialleistungssystem, das durch den noch erhaltenen Seitenflügel des ehemaligen Hospitals der Bergleute von 1537 auch materiell dokumentiert wird, war als ältestes System dieser Art Vorbild für spätere bergmännische Sozialleistungssysteme in den Bergbaurevieren Mitteleuropas.

Zusammengefaßt liegen die Gründe für den außergewöhnlichen Wert des Erzbergwerks Rammelsberg in seiner geschichtlichen Bedeutung für das mittelalterliche Kaiserreich, in seinem Einfluß auf die ottonische und romanische Metallkunst Niedersachsens, in seiner ursächlichen Wirkung auf Entstehung, Entwicklung und Gestalt der Stadt Goslar, als heute einem der bedeutendsten erhaltenen Beispiele deutscher mittelalterlicher Stadtbaukunst, in seiner Vorbildfunktion für das bergmännische Sozialleistungswesen, in seiner technologischen Beispielhaftigkeit für den europäischen Metallerzbergbau, in seiner archäologischen Quellendichte und in seinem ein Jahrtausend re-

präsentierenden, qualitativ und quantitativ hochrangigen Bestand an Bergbaudenkmälern.

Reinhard Roseneck

«Kriterium I. Als eines der wichtigsten und ununterbrochen betriebenen Bergbau- und Metallverarbeitungszentren in der mitteleuropäischen Montanregion, die für die europäische Wirtschaft über Jahrhunderte hinweg von größter Bedeutung war, kann auch Rammelsberg/Goslar, ähnlich wie das 1986 in die Welterbeliste aufge-

nommene Ironbridge Gorge (Großbritannien), als «Meisterwerk des kreativen Genius der Menschheit betrachtet werden».

Kriterium IV. Der ausgedehnte mittelalterliche Bergbau- und Metallverarbeitungskomplex, um den sich Verwaltungs- und Wirtschaftszentren legten, besitzt die typische Form eines städtisch-industriellen Ensembles, das in Rammelsberg/Goslar seine vollständigste und am besten erhaltene Ausbildung in Europa gefunden hat.»

(aus der Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag, Oktober 1991)



Abb. 126. Oben: Goslar, Marktplatz. Das Rathaus (vor den Türmen der Marktkirche) wurde Mitte des 15. Jahrhunderts während der zweiten Blütezeit des Bergbaus am Rammelsberg neu errichtet. Links das 1492 erbaute Gildehaus der Tuchmacher, die <Worth>. △

Unten: Die durch Heinrich II. im 11. Jahrhundert angelegte Kaiserpfalz wurde zwar 1868-1879 durchgreifend erneuert, besitzt jedoch noch wesentliche Bestandteile der mittelalterlichen Bausubstanz. Im Vordergrund die oktagonale Doppelkapelle St. Ulrich. ▽



## Altstadt Quedlinburg

Die Altstadt Quedlinburg als Denkmal der Stadtbaukunst und Stätte deutscher Geschichte ist von herausragendem Wert. Der Bereich umfaßt die Stadt innerhalb der Stadtmauern mit Alt- und Neustadt (10. und 12. Jahrhundert), das Westendorf mit der Stiftskirche und den Stiftsgebäuden sowie die Wipertikirche und den Münzenberg.

Eingebettet in eine Hügellandschaft des Harzes bietet Quedlinburg ein sehr gutes Beispiel für eine zentraleuropäische Stadt mit einem frühmittelalterlichen Plan und vielen erhaltenen Einzelbauten. Die in Grund- und Aufriß erhaltenen baulichen und städtebaulichen Strukturen belegen die lange Geschichte der Stadt, deren Ursprung und Ausstrahlung auf die Stadtentwicklung und ihre baulichen Zeugnisse von herausragender Bedeutung ist. Das nahezu geschlossen erhaltene Stadtbild, die Lage in der die Stadt umgebenden Landschaft, die Stadtsilhouette, die Vielzahl bedeutender Fachwerkbauten an Straßen und Plätzen unterstreichen den Wert dieses bedeutenden Kulturdenkmals.

Quedlinburg verdankt seine kulturelle Bedeutung seiner historischen Rolle in der Zeit der sächsisch-ottonischen Herrscher. Zwischen 922 und 1207 ist die Anzahl von 69 Aufenthalten deutscher Könige und Kaiser in Quedlinburg bezeugt. Der Königshof Quedlinburg wurde mit Krönung des Königs Heinrich I. Hauptstadt des ostfränkisch-deutschen Reiches als Nachfolgerin Aachens unter Karl dem Großen. Die Stadt war als »Metropole des Reiches« des von Heinrich I. begründeten ersten »deutschen« Staates Stätte glänzender Reichsversammlungen und Kirchenfeste. Heinrich I. baute auf dem Burgberg eine Burg, die zu seinen bevorzugten Aufenthaltsorten zählte. Die Stadt verdankt ihm und seinen Nachfolgern – von Kaiser Otto I. bis Heinrich II. – ihre Bedeutung und ihren Wohlstand im Mittelalter.

Sichtbares Zeugnis der sächsisch-ottonischen Dynastie und das überhaupt wichtigste Monument der Stadt ist bis heute die dem heiligen Servatius geweihte Stiftskirche, die im Hochmittelalter als eine der angesehensten Kirchen im ganzen Reich

galt. In ihrem Gründungsbau wurden bekanntlich Heinrich I. († 936) und später auch seine Gemahlin Mathilde († 968) vor der »Confessio« beigesetzt; Grabstätten, die im Erweiterungsbau aus der Zeit nach 1070 ihren der »ewigen Memorie« dienenden, zentralen Platz behielten.

Die Stiftskirche und die benachbarten Burgbauten wurden zu einem der berühmtesten Damenstifte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (936). Seit 994 besaßen die Äbtissinnen das Münzrecht. Sie gehörten häufig der kaiserlichen Familie an. Die nach einer Brandkatastrophe von 1070 errichtete heutige Kirche behielt die Grundrißgestaltung vom Vorgängerbau bei. Außer der Bedeutung als Grabkirche Heinrich I. und der herausragenden architektonischen Gestalt vergegenwärtigt die Ausstattung die historisch einzigartige Stellung der Quedlinburger Stiftskirche. Wichtige Teile des o.g. Stiftungsschatzes sind seit 1993, nach ihrer Rückkehr nach Quedlinburg, wieder insgesamt zugänglich. In Quedlinburg kann der nahezu vollständige, über ein Jahrtausend bewahrte Stiftungsschatz wieder erlebt werden – einzigartiger Bestandteil eines herausragenden individuellen Zeugnisses der Verbindung von Architektur und hochwertigen Kunstgegenständen, wie den Stuckgrabsteinen der drei ersten Äbtissinnen von 1129, dem Evangeliar der Adelheid oder dem Teppich der im Jahre 1203 verstorbenen Äbtissin Agnes, dem ältesten erhaltenen Knüpftteppich mit bildlichen Darstellungen.

In der unmittelbaren Nachbarschaft des Burgberges – dem Westendorf – entstand schon frühzeitig eine erste Ansiedlung. 994 wurde dieser »Metropolis« das Marktrecht verliehen, was 1040 und 1134 bestätigt wurde. Die Quedlinburger Kaufleute konnten ungehindert und zollfrei von der Nordsee bis zu den Alpen Handel treiben und waren nur ihren eigenen Gerichten unterstellt. Das war die Grundlage für eine rasche Stadtentwicklung.

Im 12. Jahrhundert entstand zwischen dem Ostufer der damals unmittelbar neben der im 10. Jahrhundert entstandenen Altstadt fließenden Bode die Neustadt auf regelmäßigem

Abb. 127. Quedlinburg, älteste Stadtansicht aus Braun/Hogenberg <Civitatis orbis terrarum>, 1581. ▽



Abb. 128. Quedlinburg, mittelalterliches Fachwerkensemble, Hölle, Blick zur Stieg 4. ▷





Grundriß (erste urkundliche Erwähnung 1222). Diese beiden Städte blieben nicht lange getrennt. 1330 wurde die Altstadt mit der Neustadt belehnt. Es wurde eine gemeinsame Stadtmauer gebaut, die in vielen Bereichen noch heute erhalten ist. Dieses jetzt vergrößerte Quedlinburg, das 1384 dem niedersächsischen Städtebund beitrug und 1426 Mitglied der Hanse wurde, hat im Deutschland des 15. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle gespielt.

Vom Glanz der Metropole Quedlinburg des 10. bis 12. Jahrhunderts zeugt der Stiftsberg und seine Bebauung. Von der Bürgerstadt dieser Zeit hat sich bis heute zumindest der Stadtgrundriß und sicherlich auch noch alte Teile in den Häusern erhalten. In den Kirchen sind romanische Vorgängerbauten nachweisbar. Der heutige Stadtgrundriß hatte sich schon vor 1200 herausgebildet. Diese bis heute weitgehend erhaltene Stadtstruktur innerhalb der in vielen Bereichen noch erhaltenen Stadtmauer und das trotz der Verluste der letzten hundert Jahre noch in bedeutenden Bereichen erhaltene Stadtbild mit seinen Fachwerkbauten aus den vergangenen sechs Jahrhunderten ver-



Abb. 129. Quedlinburg, Schloßberg Nr. 12, Geburtshaus von F.G. Klopstock

körpern die Bedeutung Quedlinburgs als Zeugnis städtischer Baukunst und der Geschichte des Fachwerkbaus. Noch während und unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg nahm die Stadt einen großen wirtschaftlichen Aufschwung. Aus den Jahren 1620 bis 1710 besitzt die Stadt den im Vergleich zu anderen Fachwerkstädten weitaus umfangreichsten Bestand an Fachwerkbauten. Diese Zeit ist gekennzeichnet durch einen baukünstlerischen Aufschwung mit der Entwicklung eines eigenen Formenschatzes.

Die industrielle Entwicklung im 19. Jahrhundert erweiterte den Stadtgrundriß durch neue Wohn- und Arbeitsgebiete. In dieser Zeit entstanden wichtige architektonische Zeugnisse wie Schulen, Verwaltungsbauten, Villen des Historismus und des Jugendstils: Das Flächendenkmal Quedlinburg repräsentiert Geschichte an baulichen Zeugnissen vor allem aus der Zeit des 10. bis 12. Jahrhunderts und ist daher in seiner Gesamtheit als Flächendenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes des Lan-

des Sachsen-Anhalt vom 21. Oktober 1991 geschützt. Insgesamt befinden sich 770 Denkmäler im ausgewiesenen Bereich.

Die Altstadt Quedlinburg hatte im Zweiten Weltkrieg kaum Schaden genommen, doch waren schon 1945 zahlreiche historische Bauten durch einen Mangel an haus- und stadtechnischen Ausstattungen weitgehend verschlissen. Die Gebäude waren durch fehlende Wohnungen überbelegt – der Mangel an Instandsetzungsleistungen führte schnell von kleinen zu großen Schäden. Die Folgen der jahrelangen Vernachlässigung hinsichtlich Erhaltung und Pflege der Wohngebäude, vor allem der vielen Fachwerkhäuser, machte sich in immer mehr steigendem Gebäudeverfall bemerkbar. Dies verstärkte sich, als in der DDR mit der einseitigen Orientierung des Bauens auf die Errichtung von industriell gefertigten Neubauten und der Aufhebung der bis dahin noch vorhandenen Handwerksbetriebe sowie der moralischen Diskreditierung des vorhandenen Baubestandes nahezu keine Möglichkeiten mehr zur Gebäudeerhaltung in Quedlinburg bestanden. Weil gerade Fachwerkhäuser sehr empfindlich auf unterlassene Baupflege sind, verstärkte sich der Verfall



Abb. 130. Quedlinburg, Rathaus am Alten Markt.

und führte Anfang der achtziger Jahre zu ersten noch relativ kleinen Flächenabbrüchen, die sich aber Ende der achtziger Jahre verstärken sollten und zum Verlust der nördlichen Altstadt geführt hätten.

Der Mangel in der Vergangenheit führte aber auch dazu, daß bei Erhaltungsmaßnahmen, wenn sie überhaupt möglich waren, Erneuerungen nur in geringem Umfang ausgeführt wurden, so daß die Originalsubstanz ungestört erhalten blieb. Die Bauten der Stadt sind deshalb trotz ihres teils schlechten Bauzustands ausgezeichnete authentische Zeugnisse für Struktur, Material und Handwerkstechniken. So existieren heute noch zahlreiche historische Bauten, gibt es noch viele ungestörte Straßen- und Platzräume, die das Erscheinungsbild der Stadt prägen und bei allem Mangel wirklich echte historische Bauten geblieben sind mit wertvollen Details.

Mit der gegenwärtig anwachsenden wirtschaftlichen Entwicklung und den vielen Bauhandlungen steigt aber auch das

allgemein bekannte Risiko mehr oder weniger störender Leistungen, z.B. bei Werbungen, Ladenausbauten, Fassadenverkleidungen, zu deren rechtzeitiger Verhinderung in Quedlinburg eine engagierte und leistungsfähige Stadtverwaltung angetreten ist.

schen Verantwortlichen und der Bürger der Stadt zur Erhaltung der für die Geschichte Quedlinburgs wichtigen baulichen Zeugnisse wird belegt durch geplante, bereits laufende und schon abgeschlossene Arbeiten.

Helmut Stelzer



Abb. 131. Quedlinburg, Krypta der Stiftskirche.

Die Wiedervereinigung Deutschlands mit ihren zahlreichen Fördermöglichkeiten und dem Wiederaufleben des Handwerksstandes brachte eine reale Chance für die Erhaltung der historischen Ensembles und Einzelbauten in Quedlinburg. Das erste frei gewählte demokratische Stadtparlament rückte die Erhaltung der Altstadt in den Mittelpunkt. Einer der ersten Beschlüsse galt dem Einhalt der Abrisse und dem Unterbinden des Bauens mit teilindustriellen Mitteln. Der Wille der politi-

«Kriterium IV: Quedlinburg ist ein außergewöhnliches Beispiel einer europäischen Stadt frühmittelalterlicher Gründung, in der sich zahlreiche Fachwerkhäuser von hervorragender Qualität erhalten haben.»

(aus der Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag, Juli 1993)

# Völklinger Hütte, Bereich Roheisenerzeugung

Die Völklinger Hütte ist eine der letzten im 19. Jahrhundert gegründeten Eisenhütten in Westeuropa (gegründet 1873, stillgelegt 1986), zugleich die jüngste von fünf Hütten im Saarland, die die Nachkriegszeit erlebten. Ihre Anlage zur Roheisenerzeugung ist im allgemeinen im Originalzustand der Erbauungszeit ohne größere Veränderungen erhalten.

- 1873 Gründung der Hütte durch den Kölner Ingenieur Julius Buch
- 1879 Schließung der Hütte
- 1881 Ankauf des Werkes durch Karl Röchling
- 1882/1883 Errichtung des ersten Hochofens (heute HO 3)
- 1885-1893 Errichtung vier weiterer Hochöfen in Reihung

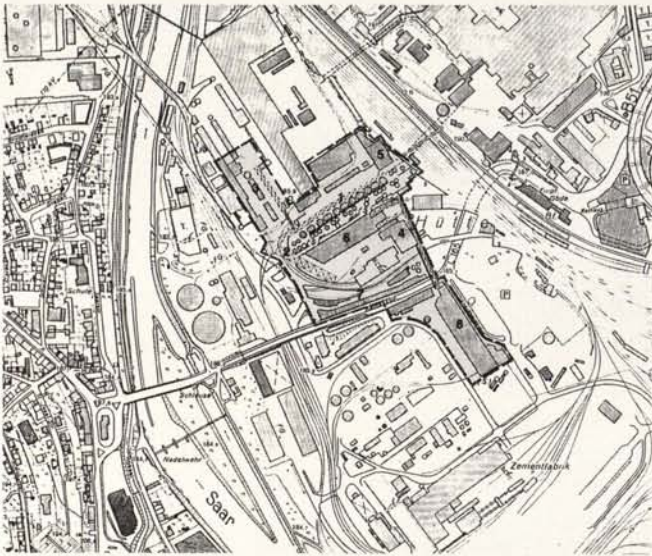


Abb. 132. Lageplan der Völklinger Hütte.

- 1897 Inbetriebnahme der ersten Kokerei
- 1900 Errichtung des ersten Teils der Gasgebläsehalle und Einsatz erster Gichtgasgebläsemaschinen
- 1903 Errichtung eines sechsten Hochofens
- 1911 Elektrisches Schräghängebahnsystem zur Beschickung der neu eingerichteten, durchgehenden Gichtbühne
- 1911-1913 Trockengasreinigungen
- 1918 Bau des Wasserturms
- 1928-1930 Errichtung der großen Sinteranlage
- 1935 Umbau und Vergrößerung der Kokerei
- 1948-1986 Geringfügige Modernisierungsmaßnahmen und laufende Unterhaltung besonders von Verschleißteilen
- 1986 Stilllegung der Roheisenerzeugung

Die Anlagen zur Roheisenerzeugung stehen seit ihrer Stilllegung

im Jahre 1986 unter Denkmalschutz. Ihr Denkmalwert ist vielfältig begründet:

Die Völklinger Hütte – zeitweise der mit Abstand bedeutendste Arbeitgeber der saarländischen Eisen- und Stahlindustrie – hat die Entwicklung der Region Saar-Lor-Lux kontinuierlich und entscheidend beeinflusst. Sie hat die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Identität des Saarlandes wesentlich geprägt. Die Hütte war Anlaß und permanenter Impulsgeber zur Entwicklung Völklingens vom unbedeutenden Dorf zur drittgrößten Stadt des Saarlandes. Der monumentale Gesamteindruck der Hochofenanlage prägt das Stadtbild so entscheidend, daß auf ihre Anlagen nach Stilllegung der Roheisenerzeugung nicht verzichtet werden kann.

In der kompakten und bis heute vollständigen Anlage bietet sich die Möglichkeit, den Prozeß einer inzwischen geschichtlichen, großtechnischen Roheisenerzeugung anhand originaler Anlagen zu veranschaulichen. Zugleich können Monumente herausragender technikgeschichtlicher Bedeutung erhalten werden. Die Gasgebläsehalle mit ihrem einmaligen Maschinenbestand, die Trockengasreinigungen, die Hängebahnanlagen und die Sinteranlage dokumentieren als technische Erfindungen jeweils innovative Pionierleistungen ihrer Zeit, die die Roheisenerzeugung der Eisen- und Stahlindustrie weltweit beeinflussten. In ihrem originalen Erhaltungszustand sind sie materiell erlebbare technikgeschichtliche Meilensteine. Auf einer Fläche von ca. 6 Hektar stehen im einzelnen unter Denkmalschutz: Erzbunker, Erzaufbereitung, Sinteranlage, Hängebahn, Hochofengruppe mit sechs Hochöfen und Cowpern, Beschickungsbühne, Hochofenbüro, Trockengasreinigungen, Gasgebläsehalle mit Großgasmaschinen, Kokerei, Pumpenhaus, Wasserturm und Handwerker-gasse. Der alte Völklinger Bahnhof, zeitgleich mit der Hütte entstanden, vervollständigt seit kurzem das Denkmalensemble.

Die Entwicklungsgeschichte der Gesamtanlage veranschaulicht sich bei Betrachtung der verschiedenen Ausbauphasen der Roheisenerzeugung der Hütte: Ein Puddelwerk, das 1873 vom Kölner Hütteningenieur Julius Buch gegründet wurde, erzeugte zunächst aus Luxemburger Roheisen Trägereisen und Eisenbahnschwellen. Reste dieses Puddelwerkes sind im Kraftwerk unterhalb der Hochofenreihe erhalten und treten ergänzend zum Denkmalensemble hinzu.

Nach der 1879 erfolgten Stilllegung dieses Werks begann 1882 die Neueinrichtung. Der erste eigene Hochofen wurde 1882 errichtet. Bis zum Jahr 1899 baute man danach in kurzen Schritten das Werk zu einer der leistungsfähigsten Anlagen in Europa und zum größten Stahlträgerproduzenten Deutschlands aus. Bis 1893 wurden vier weitere Hochöfen errichtet, so daß nach knapp zehn Jahren Entwicklung das Werk über fünf aufgereihete Hochöfen verfügte. Von den Gerüsten und Bühnen dieser Öfen bestehen trotz einiger Umbauten und betriebsbedingtem Auswechseln von Verschleißteilen noch weitgehend die origina-



Abb. 133. Völklinger Hütte, Gesamtansicht.

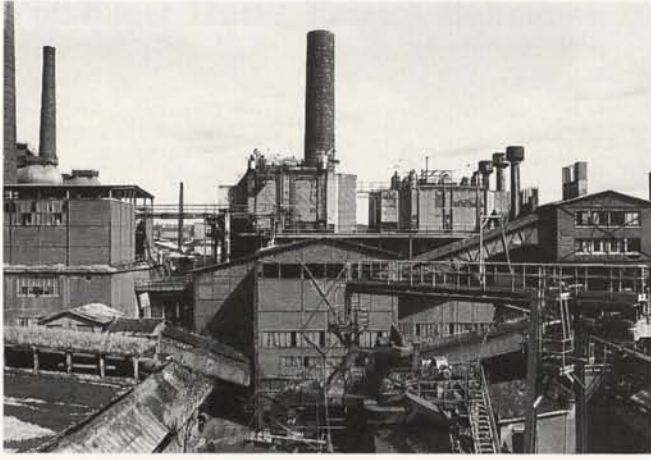


Abb. 134. Völklinger Hütte, Sinteranlage, Ansicht von Südwesten.

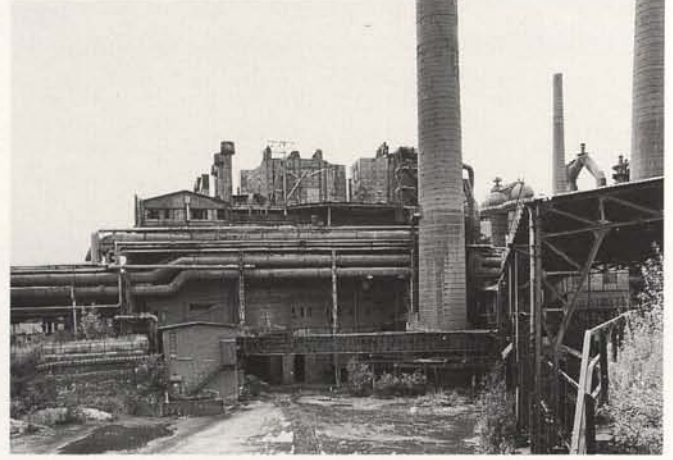


Abb. 135. Völklinger Hütte, Sinteranlage, Ansicht von Nordosten.

len Elemente. Diese Teile des 19. Jahrhunderts sind bis heute der Kern des Werkes geblieben.

Am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts kamen in unmittelbarem Umfeld der Hochöfen weitere Anlagenteile hinzu, die jeweils besondere herausragende Leistungen der damaligen Technik darstellten. So wurde zunächst 1896 bis 1897 eine Kokerei zur eigenen Herstellung von Hochofenkoks neben die Hochofenanlage gebaut. Wesentliche Teile dieser alten Kokerei bleiben auch nach Vergrößerungen der 1930er Jahre erhalten, u. a. ein Kohleturm von 1898. Der nächste bedeutende Entwicklungsschritt erfolgte mit Errichtung der Gasgebläsehalle im Jahre 1900 (vergrößert 1913 und 1938) und dem groß angelegten Einsatz von Gichtgasmaschinen. Die Nutzung des am Hochofen anfallenden Gichtgases zum Antrieb riesiger Gebläsesmaschinen, die wiederum Wind in den Hochofen bliesen, war in Völklingen weltweit erstmals im großen Stil – zunächst mit zwei, später mit bis zu neun Maschinen – durchgeführt worden. Bis heute haben sich sechs Maschinen (Baujahr 1905 bis 1914) erhalten, die den Bestand des Maschinenbaus ihrer Zeit anschaulich machen.

Ab 1910 wurde in einer weiteren Ausbauphase ein ausgeklügeltes Hängebahnsystem installiert, das dazu diente, die Stationen der Erzaufbereitung und der Kokerei mit den Hochöfen zu verbinden. Das System war elektrisch betrieben. Damit und mit seiner Größe war es die erste Anlage dieser Art. Dieses Hängebahnsystem ist bis heute original erhalten. Auch die ab 1911 errichteten Trockengasreinigungen waren weltweit die ersten Anlagen, die über Versuchsstadien hinaus in groß angelegtem Einsatz diese Technologie zur Reinigung des Gichtgases nutzten. Sie sind – von kleineren Modernisierungen abgesehen – ebenfalls im Original erhalten. Der letzte entscheidende Ausbau des Werks erfolgte mit der Einführung der Sinterung des Erzes. Es entstand nach Versuchen mit Pfannensinteranlagen ab 1928 eine große Bandsinteranlage. Sie wurde weltweit Vorbild für zahlreiche Anlagen dieser Art. Damit war der Ausbau des Werks im wesentlichen abgeschlossen und so arbeitete es bis zu seiner Stilllegung 1986. Lediglich der Austausch von Verschleißteilen (besonders natürlich der Hochöfen) und geringfügige Detailmodernisierungen sind in späterer Zeit noch durchgeführt worden.

### Neuer Gebrauch und Pflegewerk

Die Bedeutung des Denkmalensembles wurde seit der Stilllegung 1986 mit Führungen und Veranstaltungen auf dem Hüttenengelände und Veröffentlichungen in allen Medien bekannt gemacht. 1989 richtete die neugegründete Hochschule der bildenden Künste ihre Bildhauerwerkstatt und Ateliers in der Handwerker-gasse ein. Die Gasgebläsehalle soll im östlichen Teil gemeinsam mit der Hochschule für Musik zu Studios und Übungsräumen ausgebaut werden. Seit 1990 werden, beginnend mit Steelopolis, regelmäßig Festwochen unter dem Titel <Schichtwechsel> mit Unterstützung der Landesregierung und vielen Freunden veranstaltet.

Am 30. Juni 1992 hat der Ministerrat des Saarlandes den Grundsatzbeschluss gefasst, daß die historische Völklinger Hütte in ihren denkmalrelevanten Teilen erhalten bleiben soll. Danach konnten neue denkmalpflegerische Erhaltungs- und Pflegekonzepte ausgearbeitet werden. Als Koordinationsstelle soll eine Hütten-Bauhütte eingerichtet werden.

Vor der Stilllegung erfolgte die Pflege und Wartung durch den Betreiber der Hütte. Seit 1986 sind zunächst Instandsetzungsarbeiten an der Gasgebläsehalle, deren Dach 1988 mit Mitteln der Europäischen Gemeinschaft teilerneuert und repariert wurde, und ständige Revisionen des gesamten Betriebsgeländes durch einen vor Ort anwesenden Bautruppp durchgeführt worden. Seit 1992 laufen die Instandsetzungsarbeiten zum Hochofen VI und zum Hochofenbüro, die 1994 im wesentlichen abgeschlossen sein werden. 1995 sollen die Schrägaufzüge für Erze und Kohle durchgesehen und konserviert und die Erschließungsinfrastruktur der Hochofen-gruppe gesichert werden. In der Finanzierung der Maßnahmen wirkten zunächst das Land und die EG zusammen, seit 1990 bzw. 1992 traten der Bund und die Deutsche Stiftung Denkmalschutz hinzu.

Der Schutz und die Pflege einer Eisenhütte als großtechnische Anlage besonderer Komplexität ist in der Denkmalpflege bis heute ohne Vorbild. Die Entwicklung eines neuen Gebrauchs, einer neuen Nutzung und der aus ihr folgende Umgang wird zusammen mit den ungewöhnlichen Rahmenbedingungen des Erhalts einer umweltgefährdeten und rostenden Hütte die Aufgaben der Hütten-Bauhütte bestimmen. Struktu-



Abb. 136. Völklinger Hütte, Hochofengruppe mit Cowperns.



Abb. 137. Völklinger Hütte, Kokerei.

relles Vorbild der Völklinger Einrichtung sind die mittelalterlichen Dombauhütten. Die Völklinger Hütten-Bauhütte soll in Permanenz die Sicherung und den Erhalt der Denkmäler sowie den Betrieb des geplanten Museums übernehmen und Finanzierungen erschließen. So wurde sie am 1. August 1992 zunächst als provisorische Arbeitsgemeinschaft der Gesellschaft für Beschäftigung und Qualifikation mbH (GBQ), der Landesentwicklungsgesellschaft Saar (LEG) und des Staatlichen Konservatoramtes (SKA) gegründet. Sie beschäftigt heute rund 40 Mitarbeiter, die zu allergrößten Teilen aus Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen finanziert werden. Ihre Werkstätten richtet sie sich derzeit in der alten Mechanischen Instandsetzung selbst ein.

Das Denkmal der Roheisenerzeugung kann nicht in allen Anlagenteilen auf Dauer und unterschiedslos erhalten werden. In den mehrfach vorhandenen Anlagenteilen der Hochöfen, Winderhitzer, Kokereien, Sinter- und Gasreinigungsanlagen können spezifische, alters- und sachbedingt unterschiedliche Schutzprogramme alternativer Herkunft eingesetzt werden. Sie reichen vom traditionellen «Korrosionsschutz» über permanente Sicherung der Zugangswege bis hin zur Beobachtung und Pflege «natürlicher» Alterungsprozesse. Die Entwicklung von Schutzkonzepten setzt die Kenntnis physikalisch-chemischer Reaktionen der Reststoffe und Kontaminationen (Umweltgifte) einer Eisenverhüttung voraus, die, ursprünglich nur dem Produktionsziel dienend, heute die Anlage über das Normale hinaus aggressiv «zerstörend bedrängen». Mit der Erkaltung der Anlagen spielen sich «umgekehrte» Reaktionen ein, auf die die ursprünglich permanent erhitzte, stählerne Anlage nicht vorbereitet ist.

#### Die Völklinger Hütte als Pilotprojekt der europäischen Industriedenkmalpflege

Die Völklinger Hütte ist ein einzigartiges Zeugnis der Technikgeschichte und Industriekultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Sie kann in besonderer Vollständigkeit den inzwischen geschichtlich gewordenen Prozeß einer großtechnischen Roheisenerzeugung zeigen. Sie ist Synonym und Symbol der Leistungen des Menschen in der Ersten und Zweiten Industriellen Revolution, eine «Kathedrale» des Industriezeitalters.

Es ist kein anderes geschichtliches Hochofenwerk bekannt,

das in gleicher Weise, gleicher Authentizität und gleicher Vollständigkeit, herausgehoben zudem durch technikgeschichtliche Meilensteine innovativer Ingenieurkunst, den Gesamtprozeß der Eisenverhüttung zeigen kann. Durch das Denkmal Völklinger Hütte kann die europäische Industriegeschichte des 19. Jahrhunderts allgemein, besonders aber auch die Geschichte der grenzüberschreitenden Industrieregion Saar-Lor-Lux im Zentrum Europas anschaulich gemacht werden. Die Hütte ist ein Identifikationssymbol der Saarindustrie.

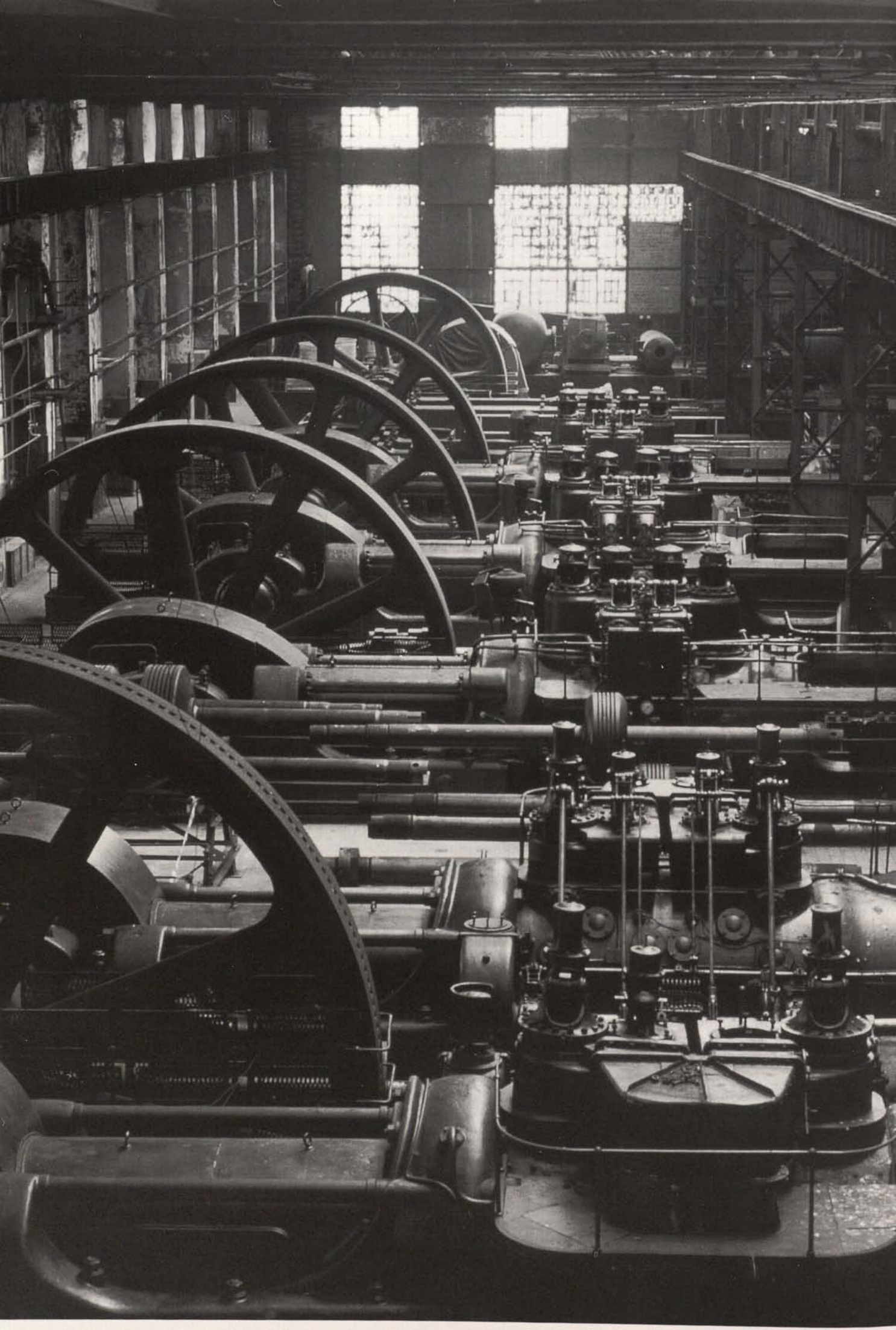
Die erhaltenen Anlagen der Völklinger Hütte verkörpern eine durch die Entwicklung der Technik und der fortschreitenden Modernisierung andernorts bereits untergegangene Arbeits- und Produktionswelt der Industrie. Die Völklinger Hütte soll als Industriemuseum erhalten bleiben und als Forschungsstätte für Eisen, Stahl und Umweltprobleme gestaltet und entwickelt werden. Der konzipierte Museumspark kann alle wichtigen Stationen einer historischen Roheisenproduktion erschließen. Vom Erzbunker über Kokerei, Sinteranlage (Rohstoffzubereitung und Rohstofflagerung), über Hängebahn, Hochofengruppe, Trockengasreinigungen, Gasgebläsehalle (Roheisenerzeugung) bis hin zu einer historischen Walzenzugmaschine sind alle Bereiche der Eisenindustrie erlebbar. Die Baulichkeiten der Sinteranlage und des Möllerbunkers bieten langfristig Raum für die Einrichtung eines europäischen Museums für Eisen und Stahl.

J. P. Lüth und G. Skalecki

- «Kriterium II. Zahlreiche wichtige technische Innovationen bei der Herstellung von Roheisen wurden in der Völklinger Hütte entwickelt oder erstmals erfolgreich auf industrieller Basis angewandt.
- Kriterium IV. Die Hütte Völklingen ist ein außergewöhnliches Beispiel einer integrierten Roheisengewinnungsanlage von einem Typus, der bis ins 19. und frühe 20. Jahrhundert vorherrschte.»

(aus der Stellungnahme von ICOMOS zum Eintragungsvorschlag, Oktober 1994)

Abb. 138. Völklinger Hütte, Großgasmaschinen in der Gebläsehalle. ▷





# Richtlinien für die Durchführung der Konvention zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt (Auszug)

## A. Begriffsbestimmung, Ziele des Übereinkommens

1. Das Kulturerbe und das Naturerbe zählen zu den unschätzbaren und unersetzlichen Besitztümern nicht nur eines jeden Volkes, sondern der ganzen Menschheit. Geht eines dieser kostbarsten Besitztümer verloren oder verfällt es, so schmälert dies das Erbe aller Völker der Welt. Wegen ihrer hervorragenden Qualitäten kann man bestimmten Teilen dieses Erbes eine außergewöhnliche weltweite Bedeutung beimessen. Sie verdienen es, auf besondere Weise gegen die wachsenden Gefahren, die sie bedrohen, geschützt zu werden.
2. In dem Bemühen, diese bedenkliche Lage zu bessern und in angemessener Weise die Erfassung, den Schutz, die Erhaltung und die Wiederherstellung dieses unersetzlichen Erbes der Welt zu sichern, haben die Mitgliedsstaaten der UNESCO 1972 das «Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt» angenommen. Das Übereinkommen ergänzt, ohne mit ihnen zu konkurrieren, nationale Programme zum Schutz des Erbes und sieht die Errichtung eines «Komitees für das Erbe der Welt» und eines «Fonds für das Erbe der Welt» vor. Komitee und Fonds haben 1976 ihre Tätigkeit aufgenommen.
3. Das Komitee für das Erbe der Welt erfüllt drei Hauptaufgaben:
  - von den Vertragsstaaten vorgeschlagene Kultur- und Naturgüter von außergewöhnlicher weltweiter Bedeutung, die nach Maßgabe des Übereinkommens geschützt werden sollen, zu erfassen und sie in die «Liste des Erbes der Welt» aufzunehmen;
  - zu entscheiden, welche der in der Liste des Erbes der Welt geführten Güter in die «Liste des gefährdeten Erbes der Welt» aufgenommen werden sollen (nur solche Güter kommen dafür in Frage, deren Erhaltung umfangreiche Maßnahmen erfordert und für die aufgrund des Übereinkommens Unterstützung angefordert worden ist);
  - zu bestimmen, in welcher Weise und unter welchen Bedingungen die Mittel des Fonds für das Erbe der Welt am vorteilhaftesten zur Unterstützung der Vertragsstaaten beim Schutz ihrer Güter von außergewöhnlicher weltweiter Bedeutung eingesetzt werden könne.

## B. Aufstellung der Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt

Das Komitee hat beschlossen, daß es sich bei der Aufstellung der Liste von den folgenden Grundsätzen leiten lassen will:

1. Das Übereinkommen sieht den Schutz der Kultur- und Naturgüter, denen außergewöhnliche weltweite Bedeutung beigemessen wird, vor.
2. Die Kriterien, die bei der Eintragung von Gütern in die Liste des Welterbes anzuwenden sind, werden vom Komitee so ausgewählt, daß sie ihm erlauben, völlig unabhängig den einem jeden dieser Güter eigenen Wert zu beurteilen, ohne dabei andere Erwägungen (etwa über die Notwendigkeit finanzieller Unterstützung) anzustellen.

3. Es soll darauf geachtet werden, daß in der Liste zwischen den Gütern des Kultur- und denen des Naturerbes kein Ungleichgewicht entsteht.
4. Kultur- und Naturgüter werden schrittweise in die Liste des Welterbes aufgenommen. Weder für die Gesamtzahl der in die Liste einzutragenden Güter noch für die Zahl der Güter, die ein Land vorschlagen kann, gibt es eine Grenze.
5. Hat sich der Zustand eines Gutes so verändert, daß es die kennzeichnenden Merkmale, die zu seiner Eintragung in die Liste geführt haben, verloren hat, so wird das Verfahren eingeleitet, in dem darüber entschieden wird, ob dieses Gut aus der Liste zu streichen ist.

## C. Kriterien für die Eintragung von Kulturgütern in die Liste des Welterbes

Denkmäler, Gruppen von Denkmälern oder Denkmalbereiche, die zur Aufnahme in die Liste des Welterbes vorgeschlagen sind, gelten als von außergewöhnlicher weltweiter Bedeutung im Sinne des Übereinkommens, wenn das Komitee feststellt, daß sie einem oder mehreren der folgenden Kriterien und dem Anspruch der historischen Echtheit entsprechen. Jedes vorgeschlagene Kulturgut sollte

- I. eine *einzigartige künstlerische Leistung*, ein Meisterwerk des schöpferischen Geistes darstellen; oder
- II. einen längeren Zeitraum hindurch oder in einer bestimmten Kulturlandschaft *großen Einfluß auf die Entwicklung der Architektur*, der monumentalen Künste oder des Städtebaus sowie der Landschaftsgestaltung ausgeübt haben; oder
- III. ein *einzigartiges oder zumindest außergewöhnliches Zeugnis einer untergegangenen Kultur* darstellen; oder
- IV. ein *hervorragendes Beispiel eines Typus von Gebäuden* oder Gebäudegruppen darstellen, die einen bedeutsamen Abschnitt der Geschichte veranschaulichen; oder
- V. ein *hervorragendes Beispiel einer überlieferten menschlichen Siedlungsform* darstellen, die für eine bestimmte Kultur typisch und unter dem Druck unaufhaltsamen Wandels vom Untergang bedroht ist; oder
- VI. in unmittelbarer und anschaulicher Weise *mit Ereignissen, Ideen oder Glaubensbekenntnissen* von außergewöhnlicher weltweiter Bedeutung *verknüpft* sein (das Komitee ist der Ansicht, daß dieses Kriterium nur unter außergewöhnlichen Umständen oder in Verbindung mit anderen Kriterien die Aufnahme in die Liste rechtfertigen kann); *und*
  - dem *Anspruch auf Authentizität* nach künstlerischer Gestaltung, Material, handwerklicher Ausführung und Gesamtzusammenhang genügen (das Komitee unterstreicht, daß Rekonstruktionen nur annehmbar sind, wenn sie sich auf eine vollständige und genaue Dokumentation des Originals stützen und nicht von Mutmaßungen ausgehen),
  - über einen *rechtlichen Schutz* und ein Verfahren zur Ausübung desselben verfügen, die ausreichen, um die Erhaltung des vorgeschlagenen Kulturguts sicherzustellen.

## Abbildungsnachweis

KPM-Archiv, Jörg Anders, Schloß Charlottenburg, Berlin (Titelseite); SSG-Potsdam, Aquarellsammlung (Umschlagrückseite); Florian Monheim, Düsseldorf (S. 4); Michael Jeiter, Morschenich (Abb. 2–8, 40, 46); Ann Münchow, Aachen (Abb. 11, 12); Willi Fix, Speyer (Abb. 14–16); Franz Klimm, Speyer (Abb. 19); Wolf Christian von der Mülbe, Dachau (Abb. 22, 23, 25); Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, München (Abb. 27–31); Winfried Römer, St. Augustin (Abb. 33); Heinpeter Schreiber, Köln (Abb. 36); Niedersächsisches Institut für Denkmalpflege, Hannover (Abb. 39, 41–42, 44); M. Jeiter, Morschenich (Abb. 43, 106, 109); Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz, Mainz (Abb. 47–51, 57–60); Rheinisches Landesmuseum Trier (Abb. 52–56); Hansestadt Lübeck (Abb. 61–81); Staatliche Schlösser und Gärten Potsdam-Sanssouci (Abb. 85, 87–90, 92); Institut für Denkmalpflege, Berlin (Abb. 86, 91); SSG-Potsdam, Plan-

sammlung (Abb. 94, 95); Messerschmitt Stiftung (Abb. 98, 99); Zentralinstitut für Kunstgeschichte, München (Abb. 100); Staatsbibliothek Bamberg, Alfons Steber (Abb. 111); BLfD, Dieter Komma (Abb. 112, 119, 120, 121); BLfD (Abb. 114, 115, 116); F. Bormann-Bavaria (Abb. 117); Ingeborg Limmer (Abb. 118); Niedersächsisches Landesverwaltungsamt – Institut für Denkmalpflege, Reinhard Roseneck (Abb. 123, 125, 126 oben und unten); Klaus Pfeiffer, Wieda (Abb. 124); Hartmut Schauer, Quedlinburg (Abb. 127, 128, 129, 130); Klaus Beyer, Weimar (Abb. 131); Staatliches Konservatoramt, Saarland (Abb. 132); Staatliches Konservatoramt, Dieter Leistner, Mainz (Abb. 133, 138); Saarländisches Landesinstitut für Pädagogik und Medien, Mechthild Schneider (Abb. 134, 135, 136, 137); Verwaltung der staatlichen Schlösser und Gärten Hessen (Abb. 101–104); Atelier Altenkirch, Karlsruhe (Abb. 107, 108, 110).

# ICOMOS · HEFTE DES DEUTSCHEN NATIONALKOMITEES

- Bd. I: ICOMOS PRO ROMANIA**  
Exposition/Exhibition/Ausstellung Paris, London, München, Budapest, Kopenhagen, Stockholm 1989/1990, München 1989.  
ISBN 3-87490-620-5
- Bd. II: GUTSANLAGEN DES 16. BIS 19. JAHRHUNDERTS IM OSTSEERAUM – GESCHICHTE UND GEGENWART**  
Symposium des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, des Kunsthistorischen Instituts der Christian-Albrechts-Universität Kiel, des Landesamts für Denkmalpflege Schleswig-Holstein und der Akademie Sandelmark, 11.-14. September 1989, München 1990.  
ISBN 3-87490-310-9
- Bd. III: WELTKULTURDENKMÄLER IN DEUTSCHLAND**  
Deutsche Denkmäler in der Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt, eine Ausstellung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS in Zusammenarbeit mit der Dresdner Bank, München 1991.  
2. erweiterte Auflage von 1994  
ISBN 3-87490-311-7
- Bd. IV: EISENBAHN UND DENKMALPFLEGE**  
Erstes Symposium. Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, Frankfurt am Main. 2.-4. April 1990, München 1992.  
ISBN 3-87490-619-1
- Bd. V: DIE WIES**  
Geschichte und Restaurierung/History and Restoration, München 1992.  
ISBN 3-87490-618-3
- Bd. VI: MODELL BRANDENBURG**  
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS zum Thema Stadterneuerung und Denkmalschutz – eine Schwerpunktaufgabe in den fünf neuen Bundesländern, herausgegeben vom Deutschen Nationalkomitee von ICOMOS und der GWS – Gesellschaft für Stadterneuerung mbH Berlin/Brandenburg, München 1992.  
ISBN 3-87490-624-8
- Bd. VII: FERTÖRÁKOS**  
Denkmalpflegerische Überlegungen zur Instandsetzung eines ungarischen Dorfes/Műemlékvédelmi megfontolások egy magyar falu megújításához, herausgegeben vom Deutschen Nationalkomitee von ICOMOS in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria, München 1992.  
ISBN 3-87490-616-7
- Bd. VIII: REVERSIBILITÄT – DAS FEIGENBLATT IN DER DENKMALPFLEGE?**  
Gemeinsame Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und des Sonderforschungsbereichs 315 der Universität Karlsruhe, 24.-26. Oktober 1991, München 1992.  
ISBN 3-87490-617-5
- Bd. IX: EISENBAHN UND DENKMALPFLEGE**  
Zweites Symposium. Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, Frankfurt am Main, 2.-4. April 1992, München 1993.  
ISBN 3-87490-614-0
- Bd. X: GRUNDSÄTZE DER DENKMALPFLEGE / PRINCIPLES OF MONUMENT CONSERVATION / PRINCIPES DE LA CONSERVATION DES MONUMENTS HISTORIQUES**  
München 1992.  
ISBN 3-87490-615-9
- Bd. XI: HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFTEN**  
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS mit dem Europarat und dem Landschaftsverband Rheinland – Rheinisches Amt für Denkmalpflege, Abtei Brauweiler, 10.-17.5.1992, München 1993.  
ISBN 3-87490-612-4
- Bd. XII: ARCHITEKTEN UND DENKMALPFLEGE**  
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, des Instituts für Auslandsbeziehungen in Zusammenarbeit mit der Deutschen UNESCO-Kommission und der Architektenkammer Baden-Württemberg, 18.-20.6.1992, München 1993.  
ISBN 3-87490-613-2
- Bd. XIII: BILDERSTURM IN OSTEUROPA**  
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, des Instituts für Auslandsbeziehungen und der Senatsverwaltung Berlin, 18.-20.2.1993, München 1994.  
ISBN 3-87490-611-6





